Janusbilder.

Novellen

von

Josephine Gräfin Schwerin.

Erster Band.

Dresden.

Wilhelm Baensch Verlagshandlung.

Inhalt.

Eine Waldgeschichte.

Die Oberförsterei von Waldheim war ein schönes Fleckchen Erde; echt romantisch gelegen, dicht umschlossen von dem kühlen dunkeln Walde mit seinen uralten mächtigen Bäumen, lag das freundliche Haus wie ein verstecktes Paradies. Es war nicht groß und trug keine Spur von Eleganz an sich, aber es machte auf den Beschauer den Eindruck der Wohnlichkeit und eines gewissen gemüthlichen Conforts, wie nicht leicht ein zweites. Ueppige Ranken wilden Weines kletterten bis hoch zum Dache hinauf, hinter den glänzenden Fensterscheiben sah man wohlgepflegte Blumen, und auf dem durch einige Stufen erhöhten Platze vor der Thür standen zwei mächtige Lebensbäume; vor Allem aber bildete den Hauptschmuck der zwar nur kleine, aber prächtig gepflegte Garten, der sich rund um das Haus zog und in dem jetzt eben die hochstämmigen Rosen in vollster Blüthe prangten. Der junge Mann, der in der Thür lehnte und den Blick weit hinaus gerichtet hielt in die dunkle Tiefe des Waldes, die sich vor ihm ausbreitete, schien in diesem Augenblicke von alle dem nicht viel zu wissen; augenscheinlich waren seine Gedanken

weit entfernt von der Gegenwart und eben nicht erfreulicher Art, denn ein dunkler Schatten lag auf seiner Stirn und seine Augen drückten tiefe Melancholie aus. Er mochte lange so gestanden und den trüben Sinnen nachgehangen haben, denn er fuhr erschrocken auf, als die freundliche Stimme der alten Haushälterin ihn zum Abendessen rief. „Ich komme schon, Frau Renate," sagte er, strich dann mit beiden Händen die dunkeln Haare von der Stirn und seufzte tief auf, während er noch einige Augenblicke stehen bieb, als ob er erst der dunkeln Gedanken Herr werden wollte, die ihn bestürmt hatten.

Frau Renate betrachtete ihn kopfschüttelnd.

„'s ist doch ein wunderlicher Mann, der Herr Oberförster," murmelte sie vor sich hin; „warum er nur immer so trübselig ist, hat doch keinen Grund dazu." Und wahrlich, trübselig sah er aus, der junge Hubert Lessner, der vor einigen Monaten als Oberförster in Waldheim eingezogen war. Trübsinn blickte aus den tiefen, eigenthümlich schönen Augen, Trübsinn lagerte um seinen Mund, selbst wenn er lächelte, und Trübsinn klang sogar aus seiner wohllautenden Stimme heraus. „Ich werde Ihnen das Leben nicht schwer machen," hatte er zu Frau Renate gesagt, als er sie zur Verwalterin seines Hauswesens engagirt hatte, „Sie sollen volle Selbstständikeit haben, und ich werde mit Allem zufrieden sein."

Das Versprechen hatte er erfüllt. Frau Renate

konnte sich keinen besseren Hausherrn wünschen, und seine milde, freundliche Art hatte ihr Herz schnell gewonnen; allein sie hätte doch gern nur einmal ein heiteres Lachen von ihm gehört, ihn nur einmal fröhlich gesehen, wie nach ihrer Meinung junge Leute sein sollten. Sie selbst war mit ihren fünfundfünzig Jahren noch so frisch und munter wie als junges Mädchen; sie hatte freilich ihren Mann verloren und herzlich betrauert, aber: „Du lieber Gott," sagte sie, „man muß doch jeden Kummer einmal überwinden, die Thränen wieder trocknen!" und sie hatte das nicht nur gesagt, sondern auch gethan, und war jetzt gerade so helläugig und lebensfrisch wie mit zwanzig Jahren, mochte gerade so gern wie damals mit Andern plaudern und mit Jedem, der in ihre Nähe kam, gute Freundschaft schließen. Um so unerklärlicher war ihr des jungen Hausherrn Abgeschlossenheit, der mit den beiden Forsteleven, die sein Haus theilten, eben nur das Nöthige sprach und keinerlei Verbindungen in der Nachbarschaft angeknüpft hatte. Es war das freilich auch keine leichte Sache, da das Waldheimer Forsthaus ziemlich abgesondert lag und in unmittelbarer Nähe, nur von dem Gute Altenhausen begrenzt wurde, dessen Besitzer, der Freiherr von Horst, lange auf Reisen gewesen war, so daß der schöne alte Herrensitz mehrere Monate leer gestanden hatte. Nun war er indeß schon vor vielen Wochen zurückgekehrt, und Frau Renate, die sich dergleichen schon erlauben durfte, hatte Hubert wiederholt daran gemahnt,

einen Besuch bei dem Freiherrn zu machen. Er hatte dann jedes Mal versichert, daran selbst schon gedacht zu haben, aber dabei war es auch geblieben.

Heute wollte Frau Renate wieder „den jungen Herrn an seine Pflicht erinnern, denn," meinte sie, „es thut nicht gut, wenn junge Leute so vor der Zeit grämlich und menschenscheu werden, und es ist wahrlich schade um den hübschen jungen Herrn, der sich hier in seinem Waldhause einmauert wie in einem Kloster. Fräulein Magdalena in Altenhausen soll, wie mir die Leute sagen, lustig und froh sein, und es ist meinem Herrn recht gesund, wenn er einmal mit jungen Mädchen zusammenkommt. Jugend und Jugend, und Männer und Frauen gehören zusammen, das hat der liebe Gott schon so gewollt, sonst hätte er nicht die Eva dem Adam in's Paradies gegeben."

Nachdem also das Abendessen vorüber war, bei dem sich Hubert von den Forstgehülfen Bericht erstatten ließ über die Arbeit des Tages, und die jungen Leute das Zimmer verlassen hatten, sagte sie, indem sie das Fenster öffnete: „Haben Sie sich wohl schon an unsern schönen Rosen erfreut, Herr Oberförster? es sind heute wieder viele aufgebrochen: es ist eine wahre Pracht, bitte, sehen Sie nur die großen dunkelrothen hier am Fenster."

„Ja, es ist eine schöne Sorte," antwortete Hubert freundlich, aber doch in einem Tone, der eben nicht

zur Fortsetzung des Gespräches ermuthigte. Frau Renate ließ sich aber nicht irre machen.

„Die alte Suse aus Altenhausen,“ begann sie von Neuem, „die mir neulich die schönen Erdbeeren brachte — ich ließ sie ausruhen und gab ihr etwas zu essen lieber Gott, es hält auch schwer für die Alte, das Einsammeln und Herumtragen — die erzählte mir, dieser Rosenstock ist aus einem Ableger gezogen, den der Freiherr dem früheren Herrn Oberförster gegeben hatte. Er ist ein so großer Blumenfreund gewesen, und in Altenhausen sollen die köstlichsten Blumen sein, auch Treibhäuser soll's dort geben, sagt die alte Suse.“

Sie machte eine Pause, als ob sie auf eine Antwort warte, aber Hubert schwieg.

„Der vorige Herr Oberförster ist viel in Altenhausen gewesen,“ fuhr Frau Renate fort, „der Freiherr soll ein sehr umgänglicher Herr sein, und das Fräulein — die Nichte des alten Herrn — ist sehr schön und sehr liebenswürdig — sagt die alte Suse.“

Es folgte abermals eine Pause.

„Herr Oberförster,“ begann sie noch einmal, nun direct auf das Ziel lossteuernd, „Herr Oberförster, Sie sind noch immer nicht in Altenhausen gewesen; der Freiherr ist nun schon einen vollen Monat dort, und er soll ein sehr feiner Herr sein, er wird es Ihnen übel nehmen, wenn Sie ihm gar nicht den Besuch machen, und Sie haben es doch schon so lange gewollt, und — —“

„Und ich werde auch früher oder später einmal hinübergehen, meine liebe Frau Renate," fiel ihr Hubert in die Rede, und das trübe Lächeln glitt über sein Gesicht. „Im Uebrigen machen Sie sich keine Sorgen darüber, Waldheim ist eine königliche Forst und steht in keinerlei Beziehung zu Altenhausen. Der Freiherr hat von dem Oberförster nichts zu fordern und nichts zu erwarten; ob ich ihn besuche oder nicht, ist meine freie Wahl." Damit steckte er sich eine Cigarre an und ging hinaus in den Garten, Frau Renate dem Gedanken überlassend, daß doch mit ihm nichts anzufangen sei.

Der nächste Tag hatte Hubert viele Geschäfte gebracht; er hatte tief in den Wald hinein müssen und konnte erst in später Nachmittagsstunde den Heimweg antreten. Er war müde und erhitzt und es verlangte ihn nach Ruhe. Er ging langsam den geraden Weg nach seinem Hause zu, bis er an einen schmalen Fußsteig kam, der rechts von dem Hauptpfade abbog und tiefer in den Wald hineinführte. Hubert blieb einen Augenblick zögernd stehen, ging ein paar Schritte vorwärts und schlug dann doch den Seitenpfad ein, von einem unwillkürlichen Drange getrieben, der stärker war als sein Ruhebedürfniß. Es war ein wenig betretener, moosbewachsener Fußweg, der zwischen uralten hochstämmigen Bäumen in vielfachen Windungen bis zum Rande eines melancholischen Waldsees führte. Ein eigenthümlicher Zauber lag über diesem See, den wohl Jeder empfand, der sich ihm nahte. Dunkel,

still und tief breitete sich die Wasserfläche aus; die Weiden, die ihn umstanden, neigten ihre Aeste tief hinab in die kühlen Fluthen und rauschten leise, leise, als ob sie ein Zwiegespräch hielten mit den Nixen des Sees, die in dem dunkeln Grunde hausten und mit ihren verführerischen Stimmen flüsterten und wisperten daß der arme Sterbliche, dessen Ohr für die Laute der Geisterwelt geöffnet ist, rettungslos hinabtauchen muß in die Tiefe, die keinen Gefangenen mehr herausgiebt.

Hubert nahm die Büchse von der Schulter und warf sich in das kühle weiche Moos. Man sah, es war hier ein ihm vertrauter Platz, und wirklich verging selten ein Tag, an dem er nicht den Waldsee aufgesucht hätte. Stundenlang konnte er träumend und sinnend am Ufer liegen, stundenlang beobachten, wie die Trauerweiden ihre Zweige hinabsenken in das Wasser, wie die großen Blätter der Mummeln und Wasserrosen auf der dunkeln Fläche still ruhten, wie in tiefem Frieden, stundenlang, an den Stamm eines Baumes gelehnt, hinabstarren in die melancholische Tiefe, die seinen Blick mit magischer Gewalt zu fesseln schien. Von früher Jugend an hatte das Wasser, und zumal stilles, ruhiges Wasser, eine eigenthümliche Anziehungskraft auf ihn geübt. Hatte es doch für sein Leben früh eine ernste Bedeutung gewonnen, knüpfte sich doch für ihn an solchen stillen Wasserspiegel eine kurze, traurige Geschichte, eine von jenen alten Ge-

schichten, die ewig neu bleiben, und die, so oft sie ihm erzählt war, so oft er sie sich in Gedanken nacherzählt hatte, doch jedes Mal, wenn er an einem stillen Wasser stand, auf's Neue ihre traurige Macht über ihn ausübte, auf's Neue den düstern Schatten über sein Leben legte, der seine Kindheit und Jugend verdunkelt hatte und nun auch über sein Mannesalter sich ausbreitete.

Seine Mutter war die Tochter des Schulmeisters in einem inmitten des Thüringer Waldes romantisch gelegenen Dorfe, das hier und da von Reisenden und kränklichen Personen, die das Gewühl der großen Curorte scheuten, zum Sommeraufenthalte gewählt wurde. Als der Schulmeister gestorben, war die Wittwe mit ihrem einzigen Kinde dort wohnen geblieben und hatte gern die sich alljährlich bietende Gelegenheit benutzt, ihr Häuschen an Curgäste zu vermiethen. Ihre Tochter hatte für die Bedienung zu sorgen und schloß immer schnell gute Freundschaft mit ihren Einwohnern, die alle das hübsche, fröhliche Mädchen lieb gewannen. Sie hatte viel natürlichen Verstand, war immer heiter und zum Plaudern mit Jedermann aufgelegt, blieb niemals eine Antwort schuldig und war dabei voll freundlicher Bereitwilligkeit, Jedem zu helfen und zu dienen. Das lachende Gesicht mit den kirschrothen Lippen nnd den Grübchen in den Wangen, mit den leuchtenden, dunkeln Augen und den dicken hellbraunen, um den Kopf gewundenen Zöpfen sah Jeder gern, und

die schmucke Lisbeth übte solche Anziehungskraft, daß ihr Haus vor allen andern im Sommer von Gästen besucht wurde. Zu ihnen gehörte denn auch einmal ein junger Edelmann aus der Hauptstadt, der dort in der malerischen Einsamkeit seine Sommerfrische suchte, um zugleich für sein nicht unbedeutendes Zeichentalent eine reiche Ausbeute zu finden. Er streifte viel, oft die ganzen Tage lang, durch Berg und Wald, dennoch aber blieb ihm Zeit genug, mit Lisbeth zu plaudern, so viel zu plaudern, daß sie bald Tag und Nacht seine wohllautende Stimme in ihren Ohren klingen hörte, seine dunkeln Augen vor sich sah.

Die Mutter hatte kein Arg, sie war es gewöhnt, daß Lisbeth mit allen ihren Gästen ungezwungen und harmlos verkehrte, warum sollte sie es nicht mit dem jungen, lebensfrohen Manne, dessen fröhliches Singen und helles Lachen auch der alten Frau wohlgefiel. Da kam ein Tag, an dem Lisbeth in das eine Meile entfernte Dorf zu gehen hatte, um dort einen Auftrag der Mutter an eine Verwandte auszurichten. Auf der Höhe, über die ihr Weg führte, auf einem dunkelschattigen Platze, wo unter mächtigen alten Buchen eine Bank so recht einladend zur Ruhe winkte, traf sie — war es Zufall, war es von Einem oder von Beiden beabsichtigt? — den Fremden. Er lud sie ein, sich ein wenig niederzusetzen, und sie folgte der Aufforderung willig. Dann lauschte sie seinen lebhaften, von seinem frischen Humor gewürzten Schilderungen fremder

Städte und Länder, die er auf weiten Reisen kennen gelernt hatte, und ihre naiven Einwürfe und Bemerkungen gaben ihm Stoff zu herzlichem Lachen und zu immer weiterem Erzählen. Die Zeit verrann — er sprach nnd sprach — jetzt nicht mehr von Ländern und Städten; sie lauschte darum nicht minder gespannt mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen, aber die Augen, die ihn aufmerksam angeblickt hatten, waren jetzt auf ihre im Schooße ruhenden, fest zusammengefalteten Hände geheftet, und Thräne auf Thräne tropfte auf sie herab. Als dann aber die beseligenden Worte: „Lisbeth, liebst Du mich?“ in ihr Ohr klangen, da schlug sie die Augen wieder zu ihm auf, sie begegneten dem glühenden, fragenden Blicke der seinen, und im nächsten Moment küßte er die Antwort von ihren Lippen. Dann folgte ein kurzer Traum beseligenden Liebesglückes für Lisbeth, der durch das Geheimniß, in das er selbst vor der Mutter gehüllt werden mußte, noch berauschender wirkte, dann ein schwerer, thränenvoller Abschied, und dann eine Zeit heißer Kämpfe, bitterer Selbstvorwürfe, die noch gesteigert wurden durch den Kummer und Jammer der Mutter, deren Stolz und Freude Lisbeth gewesen war.

Der Frühling kam und mit ihm ein neues Glück für Lisbeth, das ihre Wangen wieder röthete und auf ihre Lippen das Lächeln zurückzauberte, und eine neue Hoffnung, denn der Geliebte hatte ja versprochen, wenn sie ruhig und still warten wolle, ohne ihm zu schreiben,

ohne ihn durch Bitten und Klagen zu quälen, im Frühlinge wiederzukehren, ja, es hatte ihr aus seinen glühenden beseligenden Liebesworten herausgeklungen, daß er sie dann mitnehmen wolle in seine Heimath, als sein Weib. Sie hatte seinen Worten in träumerischem Glücke gelauscht und seinen Versprechungen geglaubt und begrüßte nun das junge Grün in seliger Freude, als den Boten neuer Hoffnung.

Woche um Woche verging, und mit angstvollem Blicke beobachtete Lisbeth, wie das Laub des Waldes immer dichter, immer dunkler wurde. Sie ging nicht mehr, wie im Frühling, tagtäglich zu dem Platze unter den Buchen, wo sie die ersten Liebesschwüre getauscht hatten, ja, sie war kaum mehr dazu zu bewegen, den Fuß über die Schwelle ihres kleinen Hauses zu setzen; stumm und traurig verrichtete sie ihre häuslichen Geschäfte, und dann saß sie ebenso stumm und traurig am Fenster und starrte die Dorfstraße entlang. Nur wenn ein Reisewagen ankam, schoß eine jähe Röthe in ihr Gesicht, und jedes Mal, da er vorüberfuhr, ohne den Heißersehnten zu bringen, wurden die Thränen, die dann flossen, bitterer und stürmischer. Ihre Wangen wurden immer bleicher, ihre Augen immer trüber, ihre Lippen schlossen sich immer fester nnd ernster zusammen, und selbst das Lächeln und Jauchzen des kleinen Hubert erweckte keinen Freudenschein mehr auf ihrem Gesicht. Die süßen, kosenden Worte von dem fernen Vater, der nun bald sein holdes Kind an das

Herz drücken und in seinen Armen heimwärts tragen würde, verstummten, ja es vergingen ganze Tage, in denen sie sich um den Knaben kaum kümmerte, bis sie ihn dann wieder plötzlich in die Arme nahm, ihn fest an sich preßte, als ob sie ihn nie wieder lassen wollte, und ihn mit heißen, leidenschaftlichen Küssen bedeckte. Der Mutter Bitten, Zureden, Klagen und Thränen halfen nichts; Lisbeth hörte sie stumm an und war zu keiner Aenderung ihres Wesens, zu keinem Entschluß zu bringen.

Hier und dort mischte sich schon ein gelbes Blatt unter die üppigen grünen Laubmassen, Lisbeth schwieg, aber sie sah es wohl, und ihr Auge hing nur um so beklommener an dem Walde, ihr Herz preßte sich immer angstvoller zusammen in namenlosem Schmerz. Wieder verging Tag um Tag; der dunkle Wald hatte allmälig eine röthliche Färbung angenommen, das Laub fiel, die dürren Blätter raschelten auf den Wegen, und: „er kommt nicht, nie mehr, nie mehr!“ klang der stumme Jammerruf fort und fort, Tag und Nacht in Lisbeth's Herzen. Aber konnte er denn nicht krank sein? konnte er nicht an das Schmerzenslager gefesselt liegen und sich in heißer Sehnsucht nach ihr verzehren, wie sie nach ihm? Er rief vielleicht in wirren Fieberträumen ihren Namen und Niemand wußte sie zu finden, er verlangte nach ihr und sie war fern!! Das waren neue Schmerzen, neue Pein und neues Hoffen! Sie wollte zu ihm, sie wollte ihn sehen, ihn pflegen, ihm dienen — dann aber stahl der bange, tödtende Zweifel

sich wieder in ihr Herz — der Muth verließ sie, er hatte sie ja doch wohl vergessen!! Was sollte sie thun? sie wurde von rastloser Unruhe hin und her getrieben, und die frühere Lethargie war einer quälenden Aufregung gewichen. Hin zu ihm konnte sie nicht — sie wagte es nicht, aber schreiben wollte sie ihm; er hatte es freilich verboten, aber jetzt galt das Verbot nicht mehr; war er krank, hatte er nicht kommen können, dann mußte ihn ja der Liebesgruß von ihr freuen — und war er aus freiem Willen fern geblieben, nun, dann war ja doch Alles aus und vorbei.

Sie war es nicht gewohnt, ihre Gefühle zu Papier zu bringen. Das Schreiben war ihr allezeit eine schwere und lästige Arbeit gewesen, und die Worte waren nicht wohl gewählt, die Sätze nicht geschickt geformt, aber was alle die Seiten füllte, war ein einziger Schmerzensschrei eines heißen gequälten Herzens; alle die Liebesbetheuerungen, die Sehnsuchtsrufe und Beschwörungen, ihr nur ein Wort und einen Gruß zu senden, klangen wie der Jammerruf des Verzweifelnden, der sich an die letzte Hoffnung klammert, an die er selbst nicht mehr glaubt. Und sie glaubte auch nicht mehr an die Wiederkehr des versunkenen Glückes, aber sie hoffte in Todesbangigkeit von Tag zu Tag auf die Antwort. Und die Antwort kam. Es war ein dunkler, trüber Herbsttag, der Wind sauste durch die schon halb kahlen Zweige der Bäume und trieb das welke Laub vor sich her, das in wilden Wirbel durch die

Luft flog. Der Himmel hing trüb und schwer über den Höhen, graue leichte Wolken jagten über den eintönig grauen Untergrund. Es lag eine melancholische Stimmung über der ganzen Natur ausgebreitet. Die Mutter hatte fortgemußt, um in der nahen Stadt die Arbeit abzuliefern, deren Ertrag sie jetzt dringend bedurften, seit sie ihre Wohnung nicht mehr an Fremde vermiethen mochten. Lisbeth war mit dem Knaben allein, als der Bote ihr den heißersehnten und doch so gefürchteten Brief brachte. Sie hielt ihn in den zitternden Händen, die Sinne wollten ihr schwinden, sie fühlte, daß er über Tod oder Leben entschied. Sie drückte das Blatt, das die geliebten Hände berührt hatten, an ihre Lippen, an das stürmisch klopfende Herz, dann brach sie das Siegel — und dann sank sie mit einem jähen, herzerschütternden Schrei zu Boden. Einen Augenblick später raffte sie sich auf, riß das schlafende Kind aus der Wiege, preßte es in stummem Schmerz fest an sich, schlich zur Hinterthür des Hauses hinaus und lief, wie von bösen Geistern verfolgt, den einsamen Feldweg entlang, weiter und weiter, von Niemand gesehen.

Als gegen Abend die Mutter heimkehrte, fand sie das Haus leer. Ein tödtlicher Schreck überfiel sie, sie suchte umher nach irgend einer Botschaft, die Lisbeth hinterlassen haben möchte, und fand jenen Brief am Boden liegen. Er enthielt nur wenige Zeilen des noch immer von Lisbeth so heiß Geliebten, mit der Bitte,

ihm den jugendlichen Leichtsinn zu verzeihen, mit dem er sich zu Versprechungen habe hinreißen lassen, an deren Ernst wohl Lisbeth selbst nie habe glauben können, und ihn nicht dadurch zu strafen, daß sie ihre Zuschriften wiederhole, die gar zu leicht in die Hände seiner jungen Frau fallen könnten, mit der er seit zwei Monaten vermählt sei. Sie möge sich darauf verlassen, daß er eine gleiche Geldsumme wie die beigefügte, ihr regelmäßig halbjährig zusenden werde. Lisbeth's und des Knaben Verschwinden, im Zusammenhang mit der Ankunft dieses Briefes, steigerte die Angst der armen Mutter. Bald wußte das ganze Dorf die Schreckenskunde, und Alles zog aus, die Verlornen zu suchen. Die Nacht verging in vergeblichen Bemühungen und erst am andern Morgen fand man in dem Nachbardorf den Knaben. Ein spät heimkehrender Arbeiter, den sein Weg bei dem Teiche vorübergeführt hatte, der auf der Grenzscheide zwischen beiden Orten lag, hatte in dem Gesträuch, das den Rand desselben umgab, das leise Wimmern einer Kinderstimme vernommen. Er war den Lauten nachgegangen, hatte den Knaben gefunden und ihn mitleidig in sein ärmliches Haus genommen, wo er jetzt schon wieder auf der kümmerlichen Lagerstatt, die man ihm dort zugerichtet hatte, fest schlief. Die Großmutter bedeckte das kleine Gesicht des Knaben mit Küssen und Thränen; sie war so froh, daß sie ihn wieder hatte, und doch so unaussprechlich elend, denn nun war ja kein Zweifel mehr, daß Lisbeth den Tod im Wasser

gesucht und gefunden hatte. Wahrscheinlich war es ihre Absicht gewesen, das Kind mit sich in das feuchte Grab zu nehmen, und es hatte ihr zuletzt nur der Muth gefehlt, über das junge Leben zu entscheiden. Die alte Frau trug auf ihren Armen den kleinen Hubert nach Hause und unaufhaltsam strömten ihre Thränen auf das unschuldige Kind herab, das von all dem Schmerz und Jammer nichts wußte, von denen sein junges Leben begleitet war. Als sie ihr dann sagten, daß Lisbeth's Leiche gefunden sei, daß sie aber meinten, die Mutter solle die jetzt so entstellten Züge der Todten nicht mehr sehen, ließ sie Alles geschehen, wie es die Andern wollten. Keine lauten Klagen kamen über ihre Lippen, auch ihre Thränen waren versiegt, und sie trug mit wunderbarer Fassung ihr schweres Geschick. Aber eine unheilbare Schwermuth trat an Stelle des lauten Schmerzes, still und stumm ging sie durch das Haus, kein Lächeln kam auf ihre Lippen und ihre Augen blickten trübe und verschleiert von all den ungeweinten Thränen. Man hörte nie eine Klage aber auch nie wieder ein fröhliches Wort von ihr, ihre sanfte Stimme klang immer ernst nnd traurig, und nur zuweilen stahl sich ein leiser banger Seufzer aus ihrer Brust. Von ihr erzogen wuchs der kleine Hubert heran, und unter dem niederdrückenden Einfluß ihrer Schwermuth kam es zu keiner gesunden Entwicklung des Knaben; kein fröhlicher Kindersinn zeigte sich bei ihm, er war still und ernst, seine Augen blickten so

melancholisch wie die der Großmutter und statt des melodischen Kinderlachens kam es bei ihm nur zu einem traurigen Lächeln. Er hörte von der Großmutter früh, daß das Leben nur Kummer und Schmerzen bringe, und daß jedes Glück, ehe man es geahnt, sich in Leid verwandele. Mit andern Kindern kam er nicht zusammen, da die alte Frau den heißgeliebten Knaben keinen Augenblick von sich ließ und in ihrem stillen Hause keinen Lärm duldete. Sie saß oft halbe Tage lang an Lisbeth's Grab, und dort, still auf ihren Knieen oder an ihrer Seite sitzend, lauschte Hubert den Erzählungen der Alten, von seiner schönen, unglücklichen jungen Mutter, die so traurig geendet hatte in dem stillen Teiche den er so gut kannte, an dessen Rande er so oft gespielt hatte. Viel zu früh für die Entwickelung seines jungen Gemüthes erfuhr er, erst in dunkeln Andeutungen, dann in immer deutlicheren Umrissen, ihre düstere Geschichte, den dunkeln Schatten, der auf seiner Geburt lag. Seine kindliche Phantasie schmückte sich das Bild der ungekannten Mutter mit allem nur erdenklichen Zauber und verfiel, umgeben von dem eigenthümlichen Reiz der melancholischen Geschichten und Bilder, die sein junges Leben umsponnen hielten, in schwermüthige Träumereien, die seinem Alter weit vorauseilten. In der Nähe des Teiches war bald sein liebster Aufenthalt, und die Großmutter ließ ihn gewähren, ja sie nährte noch seine Neigung, die ihn wieder und wieder zu dem stillen Wasser zog.

Die Großmutter hatte jede Unterstützung von Hubert's Vater zurückgewiesen, und ihre leidenschaftliche, krankhafte Liebe für den Knaben ging so weit, daß sie nun auch seine Liebe mit Keinem theilen, ihn nie und nimmer von sich lassen wollte. Nur mit vieler Mühe gelang es dem Pfarrer des Ortes, sie dazu zu bewegen, daß sie ihm den Unterricht des Knaben überließ. Er hatte reiche Gaben und lernte mit brennendem Eifer, so daß dadurch seinen träumerischen Neigungen ein glückliches Gegengewicht gegeben wurde, wenn er darum freilich auch nicht aufhörte, alle seine Freistunden in alter Weise mit der Großmutter am Grabe der Mutter oder am Teich zu verbringen.

Der Pfarrer war ernstlich besorgt um die Zukunft des Knaben, da weder dieser, noch die alte Frau in eine Trennung willigen wollten, und die letztere seine ernsten Vorstellungen, die Hilfe des Vaters in Anspruch zu nehmen, um dem begabten Knaben eine tüchtige Erziehung geben zu lassen, auf das Entschiedenste zurückwies. So sah er es denn eigentlich als ein Glück an, daß, als Hubert sein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte, die Alte nach langem Kränkeln starb. Der Schmerz des Knaben war grenzenlos und seine Schwermuth schien sich nach diesem Verlust noch zu steigern. Um so eifriger betrieb der Pfarrer, der jetzt freie Hand hatte, die nöthigen Schritte zu thun, die Sorge für seine Zukunft, und trotz der heftigen Weigerung Hubert's, der sein Heimathsdorf nicht verlassen wollte,

setzte er es durch, daß er ein Gymnasium bezog. Als es dann später nöthig wurde, daß Hubert sich für einen Beruf entscheiden sollte, wählte er das Forstfach, und obgleich der Pfarrer damit eigentlich nicht einverstanden war, weil er befürchtete, daß die Waldeinsamkeit nur seiner unveränderten Melancholie Nahrung bieten würde, so konnte er doch gegenüber dem entschieden ausgesprochenen Willen des jungen Mannes nichts thun. Er gab sich mit so vielem Eifer dem Studium hin, daß der Pfarrer auch wirklich hoffte, die practische Thätigkeit werde seinen schwermüthigen Träumereien ein Ziel setzen — freilich eine vergebliche Hoffnung, denn so wenig er auch seine Pflichten versäumte, mit soviel Treue er auch sein Amt verwaltete, in jeder freien Stunde übte die alte Melancholie ihre Macht über ihn, und die alten Geschichten seiner Kindheit und Jugend lagerten sich mit dem gleichen Dunkel über sein Gemüth.

Auch heute, als er sich an dem Waldsee niedergelassen hatte, zogen sie an seinem inneren Auge vorüber und machten ihn seine Ermüdung und die vorgerückte Zeit vergessen. Er starrte in die stille Wasserfläche hinaus, und seine Gedanken wanderten weit hinweg, in eine ferne Zeit, an einen fernen Ort. Erst als die Sonne tiefer gesunken war und ihre schrägen Strahlen durch das dichte Blätterwerk hindurch ihm Stirn und Augen berührten, wurde er aufmerksam, und fast erschrocken über die späte Stunde, sprang er schnell auf. Er warf die Büchse über die Schulter,

nahm die Mütze vom Boden auf und trat den Heimweg an. Er war erst eine kurze Strecke gegangen, als er nicht weit von sich ein Rascheln und Rauschen wie von menschlichen Tritten hörte, und dann das Knacken des Gezweiges unmittelbar an seiner Seite. Es brach sich Jemand Bahn durch das Gesträuch, das den schmalen Fußpfad begrenzte, und im nächsten Augenblick stand eine junge Dame neben Hubert. Sie grüßte leicht und ohne irgend ein Zeichen von Verlegenheit den überrascht Stehenbleibenden und strich dann lachend die hellbraunen Haare, die in zwanglosem Gelock auf ihre Stirn fielen, mit beiden Händen aus dem glühenden Gesichte.

„Das Glück ist der Thörigten Schutzgöttin,“ sagte sie heiter, „es schickt mir einen Retter aus der Noth, der hoffentlich besser Bescheid weiß im Walde, als ich. Sie sehen nämlich eine arme Verirrte vor sich, die schon seit wenigstens einer Stunde, Weg und Steg verloren hat und den Heimweg nicht finden kann. Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, welche Richtung ich einzuschlagen habe, um auf dem nächsten Wege nach Altenhausen zu kommen?“

Hubert hatte mit unwillkürlichem Wohlgefallen das rosige, in Jugend und Schönheit strahlende Gesicht der jungen Dame betrachten müssen, über deren ganze Erscheinung ein unbeschreiblicher Liebreiz ausgegossen war. Erst als sie jetzt schwieg und ihn mit den großen Augen fragend ansah, fiel es ihm ein, daß er ihren Gruß noch kaum erwidert hatte.

„Der nächste Weg?“ sagte er lächelnd, „auch dieser nächste Weg ist kaum weniger als eine halbe Meile, mein Fräulein; wollen Sie mir indeß gestatten, Sie zu meinem nahen Hause zu führen, so steht Ihnen mein Wagen zur Verfügung.“

„O nein,“ rief sie, lebhaft den Kopf schüttelnd, „ich denke, das ist ein unnützer Aufenthalt, ich bin eine gute Fußgängerin, und eine halbe Meile macht mir nichts. Zudem kenne ich den Wald genau, ich durchstreife ihn Tag für Tag, und nur ein besonderer Unstern führte mich heut in die Irre; wenn Sie mich nur über den Weg orientiren wollen, so finde ich mich schon nach Altenhausen.“

„Ich werde Sie begleiten, mein Fräulein,“ entgegnete Hubert schnell entschlossen, in einem Ton, der keine Einwendung dulden zu wollen schien.

Die junge Dame zeigte auch keine Lust, eine solche zu machen. „Um so besser,“ sagte sie heiter, „dann komme ich gewiß ungefährdet nach Hause. Wir wollen uns zunächst mit einander bekannt machen,“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, während welcher sie Hubert schelmisch und fragend angeblickt hatte, als ob sie ein Wort von ihm erwarte; „es plaudert sich besser, wenn man weiß, mit wem man es zu thun hat. Ich bin Magdalene Horst, die Nichte des Herrn von Horst auf Altenhausen, und Sie sind der Oberförster Lessner aus Waldheim, der grüne Rock und die Büchse verrathen es mir. Nicht wahr?“

Hubert verneigte sich bejahend und erröthete dabei in verlegenem Aerger darüber, daß er es versäumt hatte, ihr mit seiner Vorstellung zuvorzukommen. Was muß sie nur davon denken, daß ich, als ein wildfremder Mensch, ihr meine Begleitung aufdränge, ohne ihr wenigstens vorher zu sagen: .der bin ich, sagte er zu sich selbst und empfand dabei unwillkürlich einen Vorwurf, daß er Frau Renatens Wünschen so energisch widerstanden hatte und nicht in Altenhausen gewesen war.

Magdalene schien seine Verlegenheit nicht zu bemerken. Sie zog den Strohhut, der an den zusammengeknüpften Bändern über ihrem Arme hing, höher hinauf und sagte lachend: „Nur gut, daß mich zu Hause keine Duenna erwartet, die aus der jungen Dame einen Schmuck der Salons erziehen will, sonst würde es heute bitterböse Schelte geben, denn: erstens bin ich seit mindestens vier Stunden allein im Walde spazieren gegangen, zweitens komme ich vor völliger Dunkelheit nicht mehr nach Hause, drittens habe ich mir bei meinen Irrfahrten, an dem Gesträuch, durch das ich mir Bahn machen mußte, mein Kleid erbarmungslos zerrissen“ — dabei hob sie das Kleid ein wenig empor, um mit komischer Gebehrde ihrem Begleiter die herabhängenden Fetzen zu zeigen — „und viertens sind meine Hände von den Aesten und Zweigen und Tannennadeln so blutig und wund geworden, daß sie für viele Tage nicht salonfähig sein würden.“

„Wird Herr von Horst um Ihr Ausbleiben nicht besorgt sein?“ fragte Hubert, der die Blicke auf die kleinen weißen Hände geheftet hielt, die trotz der vielen blutigen Risse, die sie davongetragen hatten, ihm doch wunderbar schön erschienen.

„O nein,“ entgegnete Magdalene, „der Onkel ist an meine weiten Streifzüge gewöhnt. Er weiß, daß ich dabei nicht viel an Zeit und Stunde denke, und überdies ist er bis zum Abendessen auf dem Felde oder auf seinem Zimmer, so daß er kaum erfährt, wann ich nach Hause komme. Heute freilich,“ setzte sie, auf das Abendroth deutend, hinzu, das nur noch mit seinem letzten Schimmer durch das Laub drang, „komme ich später als gewöhnlich, und werde kaum mehr meinen Pflichten am Abendbrodstische genügen können. Das thut indeß nichts, der Onkel kennt mich als wildes Landkind, dem nur wohl in Feld und Wald ist, und gönnt mir die Freiheit. Wir geniren einander nicht, Jeder von uns lebt, wie er will.“

Hubert konnte die Augen kaum abwenden von dem lieblichen Mädchen, das so leicht und fröhlich an seiner Seite ging und mit seinem ungezwungenen, muntern Plaudern sich ihm in Herz und Sinn stahl.

„Sie müssen aber müde sein, mein Fräulein,“ sagte er besorgt, „nach so langem und beschwerlichem Umherstreifen. Wollen Sie nicht meinen Arm nehmen?“

„Gern,“ lautete die Antwort, „ich glaube, ich kann schneller gehen, wenn ich mich stütze.“ Und ohne

Umstände legte sie ihren Arm in den seinen und schritt dann um so rascher vorwärts.

Er führte sie sorgfältig und strebte, sie vor den Unebenheiten des Weges und vor der Berührung der tief herabhängenden Baumzweige zu schützen. Es war ihm ein neues, süßes Gefühl, für ein anderes Wesen sorgen, ihm Schutz und Hilfe angedeihen lassen zu können, und er hätte gewünscht, einen noch viel weiteren Weg vor sich zu haben, so wunderbar schön wanderte es sich durch den stillen, dämmrigen Wald, das liebliche Mädchen am Arme, lauschend auf ihr zwangloses fröhliches Geplauder. Sie erzählte ihm von ihrem einsamen, aber völlig ungebundenen Leben, von ihren weiten Streifzügen durch Wald und Feld, von der Eigenthümlichkeit des alten Onkels, der wenig Anderes dazu thue, ihr das Leben zu schmücken, als daß er ihr volle Freiheit lasse, ihren Tag einzurichten, wie sie es eben wolle. „Auf das Geschwätz eines jungen Dinges wie ich, hört der Onkel nicht,“ sagte sie, „das langweilt ihn. Auch für meine schönen Blumen hat er nicht Augen und Sinn. Der Garten und die Treibhäuser in Altenhausen sind eine wahre Herzensfreude, aber — es ist recht traurig — ich und der Gärtner sind die einzigen Menschen, welche die Schönheit genießen. Der Onkel hat nur seine alten Kriegsgeschichten im Kopf und weiter nichts! Lieber Gott, ich wollte auch, er hätte einen Menschen, mit dem er einmal ein Wort sprechen könnte; Altenhausen ist so einsam. Als der

alte Pfarrer noch lebte, der auch meinen Unterricht ganz allein besorgt hat, kam er oft zu uns herüber, mit seiner lieben, prächtigen Frau, das waren für uns Beide immer liebe Gäste! Nun ist er todt, und die Pfarrerin ist weit fort zu ihrem Sohn gezogen. Dann war auch der Oberförster Weller in Waldheim, der mit dem Onkel köstlich die alten Kriegserinnerungen durchnehmen konnte und meine Blumen bewunderte, da er selbst ein großer Blumenfreund war. Nun ist der auch fort — da ist's uns Beiden, glaube ich, manchmal recht einsam," schloß sie mit einem Seufzer.

„Dann zögen Sie wohl gern in die Stadt?" fragte Hubert, „dort giebt es ja Zerstreuung und Unterhaltung genug."

Magdalene sah ihn groß an. „In die Stadt? o abscheulich, nein!" sagte sie, „ich ziehe niemals in die Stadt, ich bleibe immer in Altenhausen. O, ich urtheile aus Erfahrung," fuhr sie eifrig fort, „denken Sie nur, ich bin jetzt ein halbes Jahr mit dem Onkel bei seiner Schwester in S. zum Besuch gewesen. Als ihm hier die Einsamkeit zu groß wurde, versuchte er es mit der langen Besuchsreise. Das war aber schauderhaft; die enge, bedrückende Luft, die großen, dunkeln Häusermassen, die den Athem und die Aussicht nehmen, man sieht ja kaum den Himmel, immer nur ein kleines Stück davon. Und will man einmal Luft schöpfen, etwas von der schönen Gottesnatur sehen, nein, das ist zu komisch, dann muß man erst große

Toilette machen, mit Schleppkleid, Handschuhen und Sonnenschirm, so daß man sich schon nicht mehr frei bewegen kann; dann geht man höchst feierlich und wohl anständig unter lauter ebenso geputzten Menschen durch eine sehr gerade, sehr langweilige Allee, die den eben so langweiligen Namen „Promenade“ trägt, und dann kommt man in einen wieder sehr langweiligen Garten, d. h. ein Platz mit einigen Bäumen und unzähligen Tischen und Bänken, und setzt sich sehr ruhig und gemessen an einen dieser Tische und — macht Conversation, denn ein gemüthlich unbefangenes Plaudern ist natürlich unmöglich. Hu, es ist abscheulich! der schöne Frühling, den ich in der Stadt verleben mußte, ist mir ganz verdorben. Mir war erst wieder frei und frisch und wohl, als ich hier draußen in dem lieben, schönen Altenhausen ankam und wieder Luft, Himmel, Bäume und Sonnenschein um mich hatte. Finden Sie es denn in der Stadt besser?“ setzte sie hinzu und sah ihn dabei fragend an.

„O nein,“ entgegnete Hubert, der mit Vergnügen ihrer komischen Schilderung zugehört hatte; „ich bin ein Landkind durch und durch und möchte nie mehr aus dem stillen kühlen Walde hinaus.“

Nun fragte Magdalene nach seiner Heimath und seinem Jugendleben, und er erzählte von der alten Großmutter, von dem Pfarrer, der ihn zuerst unterrichtete, von seiner Studienzeit, mehr als er je einem Menschen mitgetheilt hatte, und er, der sonst so stumme,

verschlossene Mann, erstaunte selbst darüber, wie gut sich's sprach, wenn zwei so schöne, aufmerksame Augen dabei auf Einem ruhten. Als er dann schwieg, sagte Magdalene plötzlich, während ein schelmisches Lächeln über ihr Gesicht zuckte: „Wissen Sie auch, daß ich recht böse auf Sie gewesen bin?“

„Auf mich?“ fragte Hubert, „und was habe ich gethan, Ihren Zorn zu erwecken?“

„Sie sind nicht bei uns in Altenhausen gewesen,“ antwortete sie schmollend. „Ich habe von Tag zu Tag auf Sie gewartet, ich meinte, so unhöflich könne unser neuer Nachbar nicht sein, sich um uns gar nicht zu kümmern — aber sieh da, wer nicht kam, war er. Ich dachte mir, er müsse doch ein recht unliebenswürdiger Grillenfänger, ein rechter Menschenfeind sein, und selbst der Onkel sagte eines Tages zu mir: der neue Oberförster in Waldheim muß doch gar nicht mit Menschen umzugehen verstehen, daß er uns so völlig ignorirt. Da sehen Sie, welchem falschen Urtheil Sie sich ausgesetzt haben!“

„So nennen Sie es ein falsches?“ fragte Hubert schnell.

„Nun gewiß,“ sagte sie unbefangen; „ich denke, wir haben uns ganz gut unterhalten.“

„Und Sie sind mir jetzt nicht mehr böse?“ fragte er weiter, indem er sich tief zu ihr hinabbeugte und sie fast unwillkürlich näher zu sich heranzog.

Zum ersten Mal ging ein Schatten von Verlegenheit über Magdalenen's Züge. Sie erröthete und wandte den Kopf ab. „Ich denke nicht," entgegnete sie leise.

Er sagte nichts, aber seine Augen drückten den Dank beredter aus, als seine Lippen es gekonnt hätten.

Im nächsten Augenblick hatte Magdalene ihre volle Unbefangenheit wiedergefunden und plauderte während der kurzen Strecke, die sie noch zurückzulegen hatten, heiter fort. Als sie an dem Gitterthor des Gartens angelangt waren, blieb Hubert stehen und sagte einige Abschiedsworte.

„Und Sie kommen nicht mit hinein," fragte Magdalene, „um sich dort drinnen noch herzlich von mir danken zu lassen?"

„Nein, mein Fräulein," lächelte Hubert; „heute möchte es doch eine zu späte Stunde sein, um den so unverzeihlich lange verzögerten Besuch in Altenhausen zu machen. Was würde Herr von Horst zu einer so übel gewählten Visitenzeit sagen! Ich komme bald, mich zu erkundigen, wie Ihnen der weite Gang bekommen ist — wenn Sie es jetzt noch gestatten," fügte er hinzu.

Magdalene lächelte. „Nun denn, auf gute Nachbarschaft," sagte sie, ihm die Hand reichend, und im nächsten Augenblicke hatte sich das Gitterthor hinter ihr geschlossen, und Hubert stand allein, der lichten Gestalt nachsehend, bis sie zwischen den Bosquets verschwunden war.

Dann ging er nach Hause und durchlebte in Gedanken noch einmal die eben verflossene Stunde, mit dem ganzen wunderbaren Zauber, den sie auf ihn ausgeübt hatte. Frau Renate empfing ihn schon an der Thür mit der lebhaften Versicherung, wie sehr sie sich um sein langes Ausbleiben geängstigt habe. Er lächelte und war im Begriff, ihr von seinem kleinen Abenteuer zu erzählen, allein die Worte wollten ihm nicht über die Lippen und er sagte nur, während er die Büchse an die Wand hing: „Es kam mir ein unvorhergesehener Aufenthalt."

Bei dem Abendessen war er zerstreut; er ließ sich freilich wie gewöhnlich von den jungen Forsteleven Bericht über ihre Thätigkeit erstatten, aber er richtete wiederholt zweimal dieselbe Frage an sie und hörte sichtlich nicht die Antwort. Man sah es seinen Augen an, daß die Gedanken weit abschweiften, und Frau Renate bemerkte wohl, daß die Speisen auf seinem Teller ziemlich unberührt blieben. Sie beobachtete sein heute so seltsames Wesen und schüttelte befremdet den Kopf, aber sie wagte doch nicht irgend eine Frage deshalb an ihn zu richten, auch dann nicht, als sie nach dem Abendessen mit ihm allein blieb. Mehrmals trat ihm das Wort auf die Lippen, mit dem er ihr von seiner Begnung mit Magdalenen erzählen wollte; es lag doch so nahe, nachdem sie ihn zu dem Besuch in Altenhausen so vielfach beredet hatte, und eigentlich drängte es ihn auch zur Mittheilung, aber immer

wieder schwieg er; er vermochte nicht den süßen Zauber, der sein ganzes Wesen umsponnen hielt, dadurch zu brechen, daß er das einfache Erlebniß in Worte faßte, das gar nichts Wunderbares, gar nichts Märchenhaftes an sich trug und ihn doch wie das lieblichste Märchen dünkte. Es hätte ihm eine Entweihung geschienen, der Wißbegierde Frau Renatens preiszugeben, wie Magdalene in holder Unbefangenheit die Bekanntschaft mit ihm angeknüpft hatte, und wenn es ihn einestheils auch nach einer Aussprache verlangte, so hatte doch anderntheils auch das fest in der Brust verschlossene Geheimniß einen eigenthümlichen, bisher ungekannten Reiz für ihn. Er wiederholte sich in Gedanken jedes ihrer Worte, die mit so ungesuchter, frischer Anmuth von ihren Lippen flossen, er hörte ihr silberhelles Lachen in seinem Ohr klingen und sah fortgesetzt das holde Mädchen vor sich, wie es an seinem Arm leicht und graziös wie ein Reh über den engen Waldpfad dahingeschritten war. Er lag Abends noch lange im Fenster, die linde weiche Nachtluft athmend, und unwillkürlich schlugen seine Blicke die Richtung nach Altenhausen ein, als könnten sie den Wald durchdringen und das Haus erreichen, in dem sie jetzt weilte, die ihm plötzlich überwältigend, berauschend Sinn und Seele füllte. Erst als der Ton der Thurmglocke aus dem nahen Kirchdorf, die Mitternachtsstunde verkündend, durch die stille Nacht zu ihm drang, schloß er das Fenster und ging zu Bette. Aber auch in seine Träume verflocht

sich seine Begegnung mit Magdalenen, und als er in früher Morgenstunde erwachte, war es mit dem Gefühl eines neuen, unaussprechlichen Glückes, wie er es noch nie zuvor gekannt hatte.

Der Tag verging in alter Weise, mit den alten Beschäftigungen, aber Alles erschien ihm neu und anders und schöner, und der Wald, der ihn sonst still und schwermüthig gedünkt hatte wie sein eigener Sinn, schien ihm heute Leben und Wonne zu athmen, sein kühles, weiches Dunkel das Bild des träumerischen, ihm selbst noch halb räthselhaften Glückes zu sein, das sein ganzes Wesen durchströmte. Heute Abend wollte er in aller Form seinen Besuch in Altenhausen machen, und sein Herz schlug stürmisch, wenn er sich den Augenblick vergegenwärtigte, wo Magdalene vor ihm stehen, wo er die kleine Hand fest umschlossen halten würde, die gestern so weich und warm in der seinen geruht hatte. Als in der sechsten Stunde sein Wagen vor der Thür stand, ging er in Frau Renatens Zimmer.

„Ich werde heute endlich zu dem Freiherrn nach Altenhausen fahren," sagte er und wollte schon hinzufügen: um Ihren Wunsch zu erfüllen; aber die Lüge ging doch nicht über seine Lippen. Er fühlte sich verlegen wie ein Schulknabe und beeilte sich aus dem Zimmer zu kommen, Frau Renatens Lobes- und Freudenäußerungen nur mit einem kurzen Lebewohl beantwortend. Ihm war es, als müsse es Jeder auf seiner Stirn lesen, weshalb er heute nach Altenhausen wollte. Er saß

während der Fahrt in die Ecke des Wagens gedrückt, mit geschlossenen Augen und durchlebte im Voraus die ganze Wonne des Wiedersehens mit dem geliebten Mädchen, dessen Bild ihm diese vierundzwanzig Stunden hindurch unablässig vor der Seele gestanden hatte. Als der Wagen über den breiten Kiesweg rollte, der zum Hause führte, streiften seine Blicke die üppigen Blumenbeete — ihre Herzensfreude hatte sie sie genannt, und in dem ziemlich großen Treibhaus, daß sich unmittelbar an das Wohnhaus schloß, und dessen Fenster bei dem warmen Wetter theilweise geöffnet waren, glaubte er eine helle Gestalt, ein leichtes, luftiges Kleid zu sehen. Einen Augenblick später wurde er von dem alten Diener aus dem großen, mit Porzellanfliesen altmodisch getäfelten Flur in das Wohnzimmer geführt. „Ich werde den Herrn Oberförster sogleich melden," sagte dieser und verschwand dann.

Hubert sah in dem Zimmer umher. Es war durch und durch altmodisch wie der Flur, und altmodisch war auch das Ameublement, das ziemlich steif an den Wänden aufgereiht stand. Doch er hatte nicht lange Zeit zu diesen Beobachtungen, die er eigentlich nur anstellte, um seine Aufregung vor sich selbst zu verbergen, denn schon im nächsten Augenblick stand Magdalene vor ihm.

„Willkommen in Altenhausen!" rief sie, ihm die Hand entgegenstreckend, und mehr noch als diese freundliche Begrüßung, zeigte das aufflammente Roth ihrer Wangen, daß sie erfreut war. „Gut, daß Sie heute

schon den Dank des Onkels zu holen kommen, Sie mein Ritter und Retter", fuhr sie fort; „so gewöhnt auch Alle an mein Herumstreifen durch den Wald sind, und so wenig man sich hier eigentlich um mein Thun und Treiben kümmert, gestern hatte ich's doch zu arg gemacht; ich fand das ganze Haus in Angst um mich, und der Onkel ist jetzt sehr geneigt, Ihnen alle Ihre Sünden, will sagen Ihr langes Fernbleiben zu vergeben. Da ist er schon!"

In der Thür stand ein alter Herr mit grauem Haar und Bart und militärisch strammer Haltung. Er begrüßte Hubert zwar freundlich, aber doch in einer förmlich gemessenen Weise, die wesentlich abstach von der unbefangen offenen Art Magdalenens. Er dankte ihm für den Schutz, den er gestern seiner Nichte habe angedeihen lassen, welche die Ungebundenheit ihrer Erziehung und ihres Lebens von Zeit zu Zeit etwas zu stark ausbeute. Dabei sah er sie mit einem halben Lächeln an, das sie mit dem fröhlichen, silberhellen Lachen beantwortete, das gestern schon so süß in Hubert's Ohr geklungen hatte. Dann aber schien der alte Herr Magdalenens Gegenwart völlig vergessen zu haben, wenigstens ließ er sie gänzlich unbeachtet und verwickelte Hubert zuerst in ein Gespräch über seine Berufsthätigkeit, von dem er aber bald zu seinem Lieblingsthema überging, d. h. zu der Erzählung seiner Kriegsabenteuer, in denen sich wirklich Erlebtes mit allerhand Gebilden seiner Phantasie mischte. Hubert

mußte dabei natürlich den stummen Zuhörer abgeben und versuchte mit möglichster Aufmerksamkeit zuzuhören; lag ihm doch jetzt Alles daran, sich dem Freiherrn angenehm zu machen, damit er hoffen durfte, ein gerngesehener Gast in Altenhausen zu werden. Seinen Augen vermochte er freilich nicht zu gebieten, daß sie wieder und wieder hinüberschweiften zu Magdalenen, die in der Fensternische saß und sich kaum um den Gast zu kümmern schien. Jedes Mal aber, wenn Hubert's Blick sie traf, fing er ein schelmisches Lächeln auf, das augenscheinlich der guten Durchführung seiner schwierigen Aufgabe des Zuhörens galt. Wirklich schien er auch seinen Zweck erreicht zu haben, denn als er nach einer Stunde aufbrechen wollte, erfolgte von Seiten des Freiherrn die Aufforderung, er möge den Abend über bei ihm bleiben und noch eine Pfeife mit ihm rauchen. Hubert sah unwillkürlich Magdalenen an, ob sie durch Wort oder Blick die Einladung bestätigen würde.

„Wie komisch, daß Sie fort wollen,“ sagte sie; „auf dem Lande macht man keine Visiten, da besucht man sich schlicht und recht und freut sich, wenn man mit seinen Nachbarn ein paar Stunden zusammenbleiben kann. Bis zum Abendessen aber, Onkel,“ fuhr sie, zu dem alten Herrn gewendet, fort, „mußt Du den Herrn Oberförster mir überlassen, ich will ihm meine Blumen zeigen. Du weißt, das erspare ich keinem unserer wenigen Gäste. Kommen Sie schnell!“

Und während Hubert sich von dem Freiherrn beurlaubte, war sie schon durch den Flur, die Stufen hinabgeeilt und stand, seiner wartend, im Garten. Mit der Grazie und Anmuth, die Hubert gestern schon entzückt hatten, ging die schlanke Gestalt jetzt durch die Gänge, bald vor ihm her, bald neben ihm, und zeigte ihm mit sichtlicher Freude die Blumengruppen, die wirklich selten schön waren, sowohl in Bezug auf die Anordnung, als auf die üppige Pracht der Blüthen und ihrer ganzen Entwickelung. Dabei hatte sie ihm unaufhörlich zu erzählen, woher und seit wie lange sie die einzelnen Exemplare habe, wie oft sie schon geblüht, wie sie behandelt werden müßten und tausend andere Dinge; sie zeigte dabei eine Sachkenntniß, die Hubert gewiß in Erstaunen gesetzt hätte, wenn er ein aufmerksamerer Zuhörer gewesen wäre. Indeß er sah entschieden mehr die liebliche Erzählerin an, als die Blumen, von denen sie sprach, und gab sich mehr dem Zauber hin, den der melodische Klang ihrer Stimme auf ihn übte, als daß er auf ihre Worte gehört hätte. Dann mußte er in das Treibhaus mit ihr gehen, und so wenig Interesse er eigentlich an der Blumenzucht nahm, so folgte er ihr doch willig; er wäre bis an das Ende der Welt gegangen, um sie zu sehen und zu hören.

„Da haben Sie nun mein Reich vor sich," sagte sie, „meine Freude und Wonne. Hier kenne ich jede Blume und jedes Blatt, schon von meiner Kindheit an; hier ist meine Welt, in der ich allein glücklich sein

kann. Der Onkel hatte einmal den wunderlichen Plan gefaßt, mich nach der Hauptstadt in eine Erziehungsanstalt zu schicken, wo ich noch allerlei schöne Künste und vor Allem die feinen Formen der Gesellschaft erlernen sollte. Das wäre eine schöne Geschichte geworden, ich glaube, ich wäre das enfant terrible der Pension gewesen." Sie lachte und Hubert lachte auch. „Der Onkel hatte sich aber ganz fest in diesen Plan hineingedacht," fuhr sie fort, „und der liebe alte Pfarrer mit seiner prächtigen, sonst so verständigen Frau auch; sie wollten durchaus urplötzlich eine vornehme Dame aus mir machen. Es war eine komische Idee!"

„Und weshalb kam sie nicht zur Ausführung?" frage Hubert.

Magdalene sah ihn groß an.

„Weil ich nicht *wollte*," entgegnete sie. „Glauben Sie, daß mich irgend Jemand in der Welt zwingen könnte, zu thun, was ich nicht *will*? Es hat damals manchen harten Kampf gekostet, allein das Heiligthum meines Willens lasse ich von Niemand antasten."

Magdalene war plötzlich ganz ernst geworden, und ihre Stimme klang so fest, aus ihren Augen blitzte eine solche Energie, daß Hubert sie, durch den schnellen Uebergang von leichtem, fröhlichem Geplauder zu einem so starken Willensausdruck überrascht, erstaunt ansah. „So würden Sie Ihren Willen nie einem andern beugen?" fragte er unwillkürlich und seine Stimme bebte.

„Da wo ich liebe, gern und willig," antwortete sie schnell. Dabei begegnete ihr Auge dem seinen, das wohl mehr fragen mochte als sein Mund, und eine heiße Röthe ergoß sich über ihr Gesicht. „Lassen Sie uns hineingehen, daß Abendessen wird bereit sein," sagte sie, sich von ihm abwendend, um eine dunkelroth leuchtende Nelke zu pflücken.

Während des Abendessens hatte sich der Freiherr wieder vollständig des Wortes bemächtigt, und Magdalene versah schweigend, mit der ihr eigenthümlichen Anmuth, die Pflichten der Hausfrau. Beim Abschiede wurde Hubert von dem alten Herrn in seiner vornehm freundlichen Weise aufgefordert, bald wiederzukommen, und als Magdalene ihm die Hand reichte, fügte sie hinzu: „Ich sage wie gestern, auf gute Nachbarschaft."

Hubert kehrte heim, das Herz voll Seligkeit. Sein Leben hatte plötzlich eine neue, helle Gestalt gewonnen, und wenn die alte Neigung zur Träumerei ihn auch nie verließ, so hatte eben diese Träumerei doch jetzt einen andern, durchaus andern Charakter angenommen; sie war nicht mehr ernst und trübe wie sonst, sondern glücklich, süß und zauberhaft.

Er war bald ein vertrauter und gern gesehener Gast in Altenhausen, der so oft kommen durfte, als er wollte, und daß er immer wieder und wieder wollte, dafür sorgten Magdalenens freudig aufleuchtende Augen, ihr holdes Erröthen, wenn sie ihn begrüßte. Der alte Herr rauchte mit ihm seine Pfeife und erzählte ihm

unermüdlich dieselben Kriegsabenteuer aus jener erhebenden Zeit, welche in den Herzen Aller, die sie durchlebt, einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen hat. Er hatte zum York'schen Corps gehört, und sein Auge strahlte noch in Jugendfeuer, wenn er die Begeisterung schilderte, die damals die Gemüther Aller erfüllt hatte, die dem kühnen Helden folgten, dem das Gebot der Vaterlandsliebe und der Treue für sein Volk höher stand, als die Pflicht der Subordination. Hubert's Vorgänger hatte zu den freiwilligen Jägern gehört und auf diese Weise sowohl die Erinnerungen als die Begeisterung des Freiherrn getheilt. Mithin war es ihm allemal selbst ein liebes Zurückrufen alter glücklicher Zeiten gewesen, wenn er sich mit dem Freiherrn in dessen und die eigenen Kriegsabenteuer vertiefen konnte. Herr von Horst vergaß jetzt, daß sein Gegenüber ein anderes geworden war, und fuhr in der Gewohnheit fort, dem Oberförster dieselben alten Geschichten zu erzählen, unbekümmert, daß statt des alten Kriegskameraden jetzt ein junger Mann neben ihm saß, der das Leben noch vor sich hatte. Hubert konnte diese Geschichten bald ziemlich wörtlich auswendig, und wenn ihn anfangs die frische Begeisterung des alten Herrn angezogen, ja fast gerührt hatte, so wurde es ihm allmälig tödtlich langweilig, diesen wohlbekannten Geschichten zuzuhören, die allemal den Freiherrn zum Mittelpunkt hatten, gleichviel ob es sich um ein gewonnenes Treffen, um eine eroberte Fahne, um ein

Abenteuer in den Cantonnements, oder um eine gelegentliche kleine Liebesaffaire handelte. Dennoch hörte er zu und zwar mit unermüdlicher Geduld; gewann und erhielt ihm doch dieses Zuhören allein das Wohlwollen des Freiherrn und verschaffte ihm die Möglichkeit, Magdalenen wiederzusehen. War sie auch meistens völlig schweigsam, so sah er doch wenigstens ihre holde Gestalt vor sich, und jedes Mal forderte sie ihn auf, noch vor dem Abendessen einen wenn auch oft nur ganz kurzen Gang durch den Garten mit ihr zu machen. Das waren selige Augenblicke für Hubert, die ihm reichen Lohn brachten für die ermüdenden Stunden mit dem Freiherrn. Im Walde war er Magdalenen seit dem Tage ihrer ersten Bekanntschaft nicht wieder begegnet, so heiß er es gewünscht und gehofft hatte. Er hatte sie einmal gefragt, wohin sie denn ihre weiten Spaziergänge richte, da er, der doch den Wald nach allen Seiten hin tagtäglich durchstreife, niemals mit ihr zusammentreffe. Da hatte sie gelacht und mit dem Scherz geantwortet, sie besuche die Waldnymphen, die sie in ihren kühlen, schattigen Wohnungen vor den Augen der Sterblichen verborgen hielten. Bald nach Hubert's erstem Besuch hatte der Freiherr ihn in seinem Hause aufgesucht und kam seitdem hier und da zu ihm, meistens auf dem Wege nach dem nahegelegenen kleinen Städtchen, wohin er zuweilen in Geschäften fuhr. Einmal hatte ihn bei solchem Besuche Magdalene begleitet, um zu sehen, sagte sie, ob Hubert die Blumen pflege,

die alle aus Ablegern und Samen gezogen seien, die sie dem verstorbenen Oberförster gegeben hatte. Während dieses Besuches hatte sie eine große Freundschaft mit Frau Renate geschlossen, die ganz entzückt war von der freundlichen Gesprächigkeit Magdalenens, die sich alle ihre Wirthschaftsräumlichkeiten zeigen und von ihren häuslichen Einrichtungen erzählen ließ. Sie hatte schließlich gesagt: Frau Renate möge einmal nach Altenhausen kommen, sie müsse doch ein so nahe benachbartes Gut kennen lernen. Seitdem wanderte die alte Frau gar häufig dorthin; sie wußte sich allerlei Geschäfte zu machen, die sie nöthigten, das Fräulein aufzusuchen; war es nichts Anderes, so mußte sie ihr einen Blumenstrauß oder eine schöne Frucht aus dem Waldheimer Gärtchen bringen, und jedes Mal war ihre Liebe für Magdalene um einige Grade gestiegen.

Es war eine schöne, herrliche Zeit für Hubert — Hochsommer in der Natur und Hochsommer in seinem Leben; wie da draußen ein üppiges Blühen und Reifen war, so auch in seinem Herzen. Es drängte ihn mächtig, das Wort auszusprechen, das ihn auf ewig mit der Geliebten vereinen sollte, und doch band eine seltsame Scheu ihm die Zunge. Das Rückhaltende und Verschlossene seiner Natur kam auch in diesem Fall zur Geltung, und sein träumerisches Gemüth fand zugleich einen wunderbaren Reiz in diesem innerlichen Liebesleben, das zu zerstören er sich nicht entschließen konnte.

Es war ihm, als müsse das unaussprechliche Glück in Nebel und Dunst zerrinnen, wenn er es in Worte fasse.

So rückte der Herbst heran. Sonst war er allemal eine trübe Zeit für Hubert gewesen. Das Fallen der Blätter, das langsame Hinsterben der Natur drückte auf sein Herz, und in seiner Erinnerung dämmerte die in den Kinderjahren gehörte Erzählung der Großmutter, von jenem Herbsttage, an dem ein früh verblühtes Leben ein düsteres Ende gefunden hatte. Dies Mal war in seinem Herzen zu viel aufprossendes Leben, zu viel jubelvolle Seligkeit, um so traurigen Regungen Raum zu geben. Ja er empfand sogar den eigenthümlichen Reiz der herbstlichen Natur; das Farbengemisch des Laubes, das wunderbar rosige, vergoldende Licht der Sonne, wie es eben nur der Herbst bringt, und die kräftige Frische der Luft erquickten ihm Auge und Herz.

Er saß am Schreibtisch, vertieft in allerlei Rechnungen und Berichte, und hatte für den Moment wirklich nicht Auge noch Gedanken für etwas Anderes als eben seine Arbeit. Da fiel ein Sonnenstrahl hell und voll über das weiße Blatt vor ihm. Er rückte es, ohne aufzublicken, weiter. Nach wenigen Minuten hatte der Sonnenstrahl denselben Weg gefunden und ergoß sein warmes Licht nun auch ihm über Haupt und Hände. Er sah auf, zum Fenster hinaus, nach der im schönsten Farbenspiel vor ihm sich aufbauenden Laubwand, und schob ohne Besinnen die Papiere zusammen. Die Arbeit konnte ja am Abende vollendet werden!

Er wanderte, ein Lied vor sich hinsummend, in den Wald hinein, und ehe er sich dessen versah, hatte er den Weg nach Altenhausen eingeschlagen. Aber nein — er war ja erst gestern dagewesen, und so süß und beseligend auch Magdalenens letztes Wort: „Kommen Sie bald," geklungen hatte, heute durfte es noch nicht sein. Er stand einen Augenblick zögernd still, war es doch vielleicht möglich? nein, nein, was würde der Freiherr dazu sagen! es ging eben nicht an. Und mit energischem Entschlusse wandte er um. Er wollte nur den entgegengesetzten Weg einschlagen — wenigstens mit den Füßen; die Gedanken gingen geraden Weges nach Altenhausen und blieben in wonnigster Zwiesprach mit der Geliebten. So achtete er nicht darauf, wohin ihn der Waldpfad führte, auf dem er langsam vorwärts schritt, bis er plötzlich an dem Waldsee stand. Ueberrascht blickte er auf und hinein in die dunkele Tiefe. Sonderbar — wie oft war er sonst hierher gegangen, hatte stundenlang geträumt im Hineinstarren in das stille Wasser, hatte auf sein leises Flüstern gehört und sich seltsame, traurige Geschichten von ihm erzählen lassen — und nun!! Seit er Magdalene gesehen, war er hier nicht mehr gewesen; an dem Tage seines ersten Begegnens mit ihr hatte er zum letzten Male hier gesessen. Der See gehörte nicht mehr zu der königlichen Forst; er lag schon in dem städtischen Waldrevier, in dem Hubert nichts mehr zu thun hatte, wenn ihn nicht eben wie sonst seine Neigung dorthin

zog. Und wirklich! über seinem Liebesglück hatte er den stillen, traurigen Ort ganz vergessen, der nur dazu geschaffen schien, melancholische Träume zu nähren. Auch heute fühlte Hubert sich nicht gefesselt wie ehedem; nach einem flüchtigen Blick über das Wasser, daß so düster und regungslos wie sonst vor ihm lag, in das die Trauerweiden sich noch ebenso tief hinabneigten und mit ihren Aesten den stillen Wasserspiegel berührten, auf dem die großen Blätter der Mummeln und Wasserrosen noch ebenso träumerisch ruhten wie ehedem, wandte er sich um und blickte den Pfad entlang, auf dem er Magdalenen damals begegnet war. Er schlenderte langsam weiter, bis zu einer Lichtung des Waldes, von der aus das aufmerksame Auge, durch das dichte Laub hindurch, ein Stück des Daches und zwei Fenster des Altenhauser Wohnhauses entdecken konnte. Hubert blieb stehen, um wenigstens diese Spur des Hauses zu suchen, zu dem ihn seine ganze Sehnsucht hinzog.

Er mochte wohl lange so gestanden haben, in Gedanken freundlichster Art verloren, als eine Hand seinen Arm berührte und eine holde, wohlbekannte Stimme ihm einen guten Abend bot.

„Magdalene!“ rief er, in freudiger Ueberraschung sich umwendend, und erfaßte ihre Hand mit seinen beiden. Es war zum ersten mal, daß er sie bei ihrem Namen nannte, und er erschrak fast, als er so unwillkürlich über seine Lippen gekommen war. Sie aber schien es nur natürlich so zu finden und sah mit freund-

lichem Lächeln zu ihm empor. Er betrachtete sie einen Augenblick stumm; sie war ihm noch nie so schön erschienen als heute, und wie sie da in dem lichtgrünen Kleide vor ihm stand, einen Zweig des röthlich gefärbten Weinlaubs um den vollen Zopf geschlungen, mußte er an ihren Scherz über die Waldnymphen, die sie gefangen hielten, denken.

„Endlich, endlich einmal," sagte er, „werden Sie wieder dem Auge eines armen Sterblichen sichtbar hier auf Ihrem Gebiet, denn ich glaube nicht, daß die Waldnymphen Sie gefangen halten; Sie selbst sind ihre Königin, die holdeste von allen, Sie selbst verbergen sich, daß der Suchende Sie nicht findet und vergeblich auf die Wiederholung des Glückes hofft, das Sie ihm einmal gegönnt haben."

Magdalene lachte. „Und heute hätten Sie dieses Glück sehr leicht versäumt," sagte sie neckend. „Ich stand wohl fünf Minuten neben Ihnen, ohne daß Sie mich eines Blickes gewürdigt hätten, bis ich mich entschloß, Sie aus den tiefen Gedanken zu erwecken, in die Sie versunken waren."

„Es war ein süßer Traum, der mich gefangen hielt," entgegnete er, „so süß, daß ich das Erwachen scheute."

„Und sollte das Erleben dessen, was man geträumt hat, nicht schöner sein, als eben träumen?" fragte sie, und ihre Augen schauten ihn dabei an mit einem Blicke — so berückend, so beseligend, daß alles Blut ihm zum Herzen strömte.

„Magdalene," sagte er mit bebender Stimme und umschloß unwillkürlich fester die kleine Hand, die er noch immer gefaßt hielt, „Magdalene, es giebt einen Traum, der so schön, so berauschend ist, daß das zagende Herz nicht wagt, ihn als Wirklichkeit erleben zu wollen."

„Doch nur der Wagende gewinnt," antwortete sie lächelnd.

„Magdalene, darf ich das Wort verstehen!?" rief er außer sich, ihre Hände an seine Brust pressend „darf ich es mir deuten, so deuten, wie es mein stürmisches, leidenschaftliches Herz verlangt?" Er sah sie an mit einem Blick voll Zagen und Hoffen, voll Angst und seliger Gewißheit. Von ihren Lippen aber schwand das Lächeln nicht, und nur ein helles Roth flog ihr über Stirn und Wangen.

„Wissen Sie denn nicht längst, längst, daß ich Sie liebe, Hubert?" sagte sie leise, „warum denn Ihr Zögern und Fürchten?"

„Magdalene! Geliebte! Du mein Alles!" rief er Er lag zu ihren Füßen, er bedeckte ihre Hände mit seinen Küssen, dann sprang er auf, preßte sie an sein Herz und flüsterte Worte glühender, heißer Liebe, die nur sie und der verschwiegene Wald vernehmen durften.

Die Sonne war längst hinabgesunken und ein tiefes Dämmern lag über dem Walde, als das selige Paar den Heimweg antrat. Hubert hatte seinen Arm um Magdalene gelegt und erzählte ihr, wie seit jener

unvergeßlichen Stunde, da er mit ihr zum ersten Male diesen Weg gegangen, ihr Bild ihn begleitet habe vom Morgen bis zum Abend und wieder vom Abend bis zum Morgen, wie die Liebe da urplötzlich und gewaltsam von ihm Besitz genommen, sein ganzes Wesen überfluthet habe.

„Und doch hast Du so lange gezögert, mir zu sagen, daß Du mich liebst, Du böser Mann!“ schalt Magdalene, sich innig an ihn schmiegend, „hast Dich und mich so lange um das Glück betrogen, es uns sagen zu dürfen, was wir doch all' die Zeit einander in den Augen lasen.“

„So hast Du's geahnt, daß ich Dich liebte, hast mir selbst seit jener Stunde Dein Herz geschenkt?“ fragte er zärtlich.

„Ja, thue nur, als ob Du Beides nicht weißt, nicht vom ersten Tage an gewußt hättest,“ entgegnete sie neckend; „ich glaube es Dir doch nicht, Du willst Deine Schuld nur verringern, Deine Zaghaftigkeit nicht zugestehen. Ist mir das ein rechter Jägersmann, der nicht einmal das Herz der Liebsten mit Sturm zu erobern sich getraut! Hätte ich heute nicht endlich Dir das Wort fast auf die Lippen gelegt, ich glaube, Du wärest wieder stumm davon gegangen. Aber länger konnte ich es so nicht mehr ertragen,“ fuhr sie ernster fort, „ich bin eine offene, schnelle Natur; was in mir ist, das muß auch heraus; ich mußte Dir sagen, daß

Du mein Alles bist, ich wollte es von Dir hören, daß Du mich liebst.“

„O Magdalene, wenn Du wüßtest, wie selig mich jedes Deiner Worte macht,“ flüsterte er.

„Weiß ich es nicht aus der Seligkeit in meinem Herzen, Hubert?“ fragte sie, zu ihm aufsehend, und er zog sie näher zu sich heran und küßte die lieben Augen, die ihn so zärtlich anblickten.

„Jetzt aber komm, Liebster,“ sagte sie, sich aus seinen Armen befreiend, „wir müssen heim, es ist spät,“ und nun gingen sie wirklich stark zu wie damals — sie hatte ihren Arm in den seinen gelegt wie damals — und er suchte auch wie damals sie vor den Unbequemlichkeiten des Weges zu schützen — und doch, wie war es Alles so anders, so tausend Mal schöner und seliger, wie war die Welt in ihnen und um sie eine andere, neue geworden!

Auch heute trennten sie sich wieder vor dem Gitterthor des Gartens, aber nicht mit einem flüchtigen Händedruck wie damals, sondern sie tauschten unzählige Küsse, als gälte es einen Abschied auf lange Zeit, und doch flüsterte sie: auf morgen! Auch heute blieb er stehen und schaute der hellen Gestalt nach; ehe sie aber im Dunkel verschwand, wandte sie sich noch einmal um und winkte ihm ein Lebewohl zu. Er blieb stehen, bis er einen Lichtschein die Fenster erhellen sah, und schlug dann den Heimweg ein.

Heute war lautes, jubelvolles Glück, nichts als ein Singen und Jauchzen in seinem Herzen, und kein Zweifel, keine Sorge konnte aufkommen. Erst als am andern Morgen wieder die helle Sonne über der Welt lag und das süße Dämmern des Glückes nicht minder beleuchtete als das trübe Dunkel des Kummers, erst da regte sich in einem Winkel seines Herzens die Frage: ob der stolze Freiherr von Horst seine Nichte, die reiche Besitzerin von Altenhausen, wohl dem schlichten Oberförster zur Gattin geben werde, der ihr nicht einmal einen unbefleckten Namen zu bieten hatte, ihm dem Heimathlosen, dem Ausgestoßenen, der nichts zu geben hatte als seine heiße, unaussprechliche Liebe! Ja würde selbst Magdalene nicht davor zurückschrecken, ihren alten, vornehmen Namen mit dem seinen zu vertauschen, der sie wieder und wieder an die Schuld erinnern mußte, die ja doch auch auf ihm, dem Unschuldigen, lastete?! „Die Sünde der Eltern wird heimgesucht an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied," klang es in seinem Herzen, und zum erstenmale regte sich in ihm ein bitteres Gefühl gegen seine Mutter, die ihm bis dahin stets in dem Heiligenschein unverschuldeten Unglücks erschienen war.

Es war ein Tag voll widersprechender Empfindungen, halb voll seligen Glückes und süßen Hoffens, halb voll Furcht und Zagen vor den Entsagungsschmerzen, die ihm bevorstehen könnten! würden? Von diesen entgegengesetzten Gefühlen gequält, ging er in

der Nachmittagsstunde nach Altenhausen; als er aber in der Ferne an der Gartenpforte Magdalenens Gestalt erblickte, als sie ihm mit dem Tuch ein Willkommen zuwinkte und dann mit einem jubelnden Freudenruf in seine Arme flog, da war alles Sorgen und Bangen vergessen vor der seligen Gewißheit ihrer Liebe. Sie zog ihn in den Garten hinein und flüsterte ihm mit glühenden Wangen zu, wie sie sich seit gestern Abend nach ihm gesehnt habe, gesehnt, um in seinen Augen zu lesen, daß er sie liebe, um noch einmal aus seinem Munde das Bekenntniß zu hören, daß sie sein Glück, sein Leben sei, wie er es ihr gestern gesagt. Und wie willig wurde das Bekenntniß von Neuem getauscht, durch Worte, Blicke und Küsse. Dann aber führte Hubert Magdalenen zu einer Bank, die tief verborgen in dem Schatten einer Lindenallee lag, um, wie er sagte, ein ernstes Wort mit ihr zu sprechen, das vielleicht den kurzen, unaussprechlich schönen Glückstraum für immer zerstören würde. Sie lächelte und meinte, sich fest in seine Arme schmiegend: ein solches Wort gäbe es in allen Sprachen der Welt nicht, es müsse denn das eine sein, daß er sie nicht mehr liebe, und das werde er sicher nicht aussprechen, das wisse sie!

Er seufzte, einen zärtlichen Kuß auf ihr Haar drückend, und schwieg einige Augenblicke, wie um sich zu sammeln. Dann erzählte er ihr in kurzen Andeutungen die traurige Geschichte seiner Mutter und knüpfte

daran die Frage, ob sie dem Namenlosen das reiche, köstliche Geschenk ihrer Liebe nicht entziehen werde.

Sie legte die Arme um seinen Hals und drückte einen Kuß auf seinen Mund.

„Thörichter Mann der Du bist," sagte sie, „glaubst Du, daß es Dein Name ist, den ich liebe? Ich liebe Dich, Dich, und Dich allein, wie Du da bist, Dein Ich, das mich liebt und zu mir gehört, und Du bist und bleibst derselbe für mich. Gäbe es etwas, was meine Liebe noch tiefer, noch inniger machen könnte, mein Hubert, so wäre es eben die Kenntniß Deiner traurigen Jugend. Nun muß ich Alles gut machen, was Du in Deinen Kinderjahren entbehrt hast, ein dreifach reiches, volles Glück muß Dich entschädigen für das, was Dir bisher gefehlt hat, und sieh nur, ich bin so eitel, daß ich mir einbilde, es wird mir nicht schwer werden, Dich alle Schmerzen der früheren Jahre vergessen zu machen. Hab' ich Unrecht, Liebster?"

„Dank, Dank, meine Magdalene!" rief er, sie fest und fester an sich ziehend, „aber Dein Onkel?" fügte er dann hinzu, „wird er denken wie Du?"

Sie sah einen Augenblick nachdenklich vor sich nieder.

„Ja so, der Onkel," sagte sie dann, „an den hatte ich noch gar nicht gedacht. Er ist ein stolzer Mann, und ich glaube kaum, daß es ihm gleich gilt, welchen Namen ich einmal trage. Zudem hat er ja Pläne für meine Zukunft — weiß Gott," fuhr sie dann fort, die

großen Augen mit einem offenen Blicke zu Hubert aufschlagend, „das hatte ich über all das stürmische Glück ganz vergessen. Sieh nur, das ist eine dumme Geschichte; ich war meines Vaters einziges Kind, und auch der Onkel — sein Zwillingsbruder — hat nur einen Sohn. Die beiden Brüder hingen mit zärtlicher Liebe aneinander, und als der Onkel den Abschied nahm, zog er, da er schon früh Wittwer geworden war, hierher zum Vater nach Altenhausen. Als meine Mutter starb — ich war damals erst vier Jahre alt — lebten die Brüder nur mit und für einander, und mein Vater hat eben nicht viel Liebe an seine kleine Tochter verschwendet. Als er nach drei Jahren starb, blieb Alles, wie es gewesen, und ich erfuhr bald darauf durch gelegentliche Erzählungen des Onkels, daß mein Vater ihn bis zu meiner Großjährigkeit zum Verwalter des Gutes ernannt hatte, das nun mein Eigenthum war, und daß die Beiden mit einander ausgemacht, daß ich den um fünf Jahre älteren Sohn meines Onkels, den Vetter Felix, heirathen solle, wenn wir Beide das richtige Alter erreicht haben würden. Mein Vater hatte das in seiner Liebe für den Bruder wohl für eine sehr practische Einrichtung gehalten, blieb doch auch zugleich dadurch Altenhausen in dem Besitze unserer Familie; der Onkel hatte natürlich gar nichts dagegen einzuwenden, und unsern, doch möglicher Weise einmal anders lautenden Willen dabei in's Auge zu fassen, war ihnen nicht eingefallen. Sie hatten Beide ihre Ehen

geschlossen, wie man eine Geschäftsangelegenheit abmacht; mein Vater hatte die reiche Besitzerin des schönen Altenhausen geheirathet, mein Onkel eine arme Cousine, die wohl geeignet schien, den aus dem Kriege Heimgekehrten treu zu pflegen — so hat's der Onkel mir selbst erzählt. Der Vater hatte gemeint, durch dieses Abkommen den geliebten Bruder für alle Zeit in dem ungetrübten Besitz von Altenhausen zu erhalten, trotzdem natürlich nominell ich die Erbin sein mußte. Ich gestehe, daß ich mir als heranwachsendes Mädchen und bis auf den heutigen Tag diese Zukunftspläne nie mehr zu Herzen genommen habe, als damals in meinen Kinderjahren, als ich zuerst davon erfuhr. Felix steht bei einem entfernten Regiment, wir haben uns als erwachsene Leute noch gar nicht gesehen, und mein fröhliches, frisches Herz hat sich nie mit dem Kommenden gepeinigt. Ich hatte auch nichts Ernstliches gegen die beabsichtigte Heirath einzuwenden, ehe ich mein Herz kannte, und seit ich Dich liebe, mein Hubert, habe ich gar nicht mehr an die Geschichte gedacht. Der Onkel aber wird sich's nicht so leicht aus dem Sinne schlagen. Dein bleibe ich freilich auf alle Fälle und werde mich nie und nimmer von dem Onkel zwingen lassen, das kannst Du wissen, mein Liebster. Allein, ist's in Frieden zu machen, so ist es doch um so besser. Nun laß uns prüfen, wie wir's einrichten."

Und nach manchem Hin und Her kamen sie dann zu dem Entschluß, vorläufig ihre Liebe noch vor dem

Freiherrn geheim zu halten. Magdalene wollte einen günstigen Augenblick abwarten, um dem alten Herrn anzudeuten, daß sie nicht beabsichtigte, den von den Vätern gemachten Heirathsplan zu realisiren, und dann erst, wenn er sich darin einigermaßen gefunden hatte, sollte Hubert mit seiner Werbung hervortreten.

Es folgte nun eine selige Zeit für das junge Paar, eine Zeit strahlendsten, herrlichsten Liebesglückes. Sie sahen sich täglich. Entweder kam Hubert nach Altenhausen und dann gaben die gewöhnlichen Gartenpromenaden immer Gelegenheit zu einem ungestörten Alleinsein; oder Magdalene ging in den Wald, wo sie dann stundenlang mit Hubert umherstreifte und Beide die ganze Welt vergaßen, außer dem Glück, das ihre Herzen erfüllte. Dann wurde es Winter und die rauhen Novemberstürme brachten dem Freiherrn einen schweren Anfall der Gicht, die er sich als böse Zugabe zu den Siegestrophäen aus dem Kriege heimgebracht hatte. Er war bis in das neue Jahr hinein an das Bett gefesselt, und dann an den bequemen Lehnstuhl, in dem er halb liegend die Tage zubrachte, das kranke Bein in Decken und Pelze gehüllt. In dieser Zeit hatte er nun doppeltes Verlangen nach einem Gesellschafter, oder richtiger nach einem Zuhörer für seine alten Geschichten. Mußten diese ihm allezeit erfreulichen Kriegserinnerungen ihn doch jetzt trösten über die schlechte Gefährtin, die ihn aus dem Felde begleitet hatte. Da war es ihm denn sehr genehm, daß Hubert Tag für

Tag nach Altenhausen kam und mit der geduldigsten, bereitwilligsten Freundlichkeit die ihm aufgetragene Rolle spielte. Als er dann schließlich noch Talent zum Schachspiel entwickelte, da stieg er in der Gunst des Freiherrn höher und höher. Freilich war er eben kein Schachgenie und bekam oft genug eine ziemlich derbe Lection über seine Fehler und seine Zerstreutheit, aber er nahm sie dann freundlich hin und erkannte allemal die Autorität des Freiherrn in Bezug auf die Feinheiten des Spiels an. Dieser ahnte freilich nicht, daß es Magdalenens dunkle Augen waren, die ihn so unaufmerksam machten, er ahnte auch nicht, weshalb Hubert ihm, dem alten, kranken, launischen Mann, so bereitwillig jeden Abend widmete!

Magdalene wußte es immer so einzurichten, daß sie wenigstens einige Augenblicke mit dem Geliebten allein blieb, und war es auch nur ein Moment beim Abschiede, in dem sie Kuß und Händedruck tauschen konnten. Ja einige Male hatte sie sogar den Alten zu bereden gewußt, daß ihm ein wenig Ruhe gut sei, so daß er gestattete, daß sie mit Hubert allein in einem andern Zimmer den Thee trank. Das waren dann Festtage für Beide. Hubert konnte sich nicht satt sehen an der unbeschreiblichen Anmuth, mit der sie für ihn sorgte, ihm den Thee bereitete und so reizend dabei lächelte und plauderte. Als er da einmal, während sie neben ihm stand und seine Tasse füllte, den Arm um ihre Taille schlang und sie zu sich herabziehend

sagte: „Magdalene, so wird es sein, wenn Du als mein liebes, süßes Weib in unserm eigenen Hause sorgst und waltest," da hatte sie sich erröthend an ihn geschmiegt und in sein Ohr geflüstert: „Nein Hubert, nicht so, tausend, tausend Mal schöner!"

An frischen, klaren Wintertagen, wenn der fest gefrorene Schnee auf den Wegen lag und die bereiften Bäume in der Sonne glitzerten, wagte sich Magdalene wohl hinaus in den Wald. Wer den eigenthümlichen Reiz solchen nordischen Wintertages kennt, der weiß, wie belebend und befreiend er auf Körper und Seele wirkt, wie dieser wolkenlose, lichtblaue Himmel, dieser knarrende Schnee, diese in ihrem Eisschmuck prangenden Bäume jede Spur von Trägheit von dem Körper und jedem Hauch der Schwermuth von der Seele nehmen. Kommt nun dazu ein so tief innerliches Glück wie das Magdalenens, gepaart mit so viel natürlichem Frohsinn, dann ist es begreiflich, daß sie an solchen Tagen gar nicht gesetzt und solide spazieren ging, sondern in ungebundenster Heiterkeit ihrer guten Laune die Zügel schießen ließ. Sie lief wie ein Reh über die schmalen Waldpfade, versteckte sich hinter den Gebüschen, warf Hubert mit Schneebällen und sang dann wieder irgend ein fröhliches Lied mit jubelnder Stimme in das Weite hinaus. Ihr Frohsinn hatte etwas so unwiderstehlich Ansteckendes, daß auch Hubert, der ernste, stille Mann, von ihm mitgerissen wurde, so daß sie oft wie die Kinder unter lautem Lachen Haschen und Verstecken

spielten. Wenn er dann athemlos und erhitzt, Magdalene, die vor ihm hinflog, als ob sie kaum den Boden berührte, in seinen Armen gefangen hatte und wenn dann, nachdem er unter tausend neckenden Scheltworten ihr die wirren Locken aus dem Gesichte gestrichen und ihre glühenden Wangen geküßt hatte, das Spiel von Neuem begann, dann fragte er sich selbst wohl staunend, ob er, dieser knabenhaft lustige Mann, denn noch derselbe Hubert von ehedem sei.

So reich an Glück und Freude diese Zeit nun auch war, so brachte sie doch das Liebespaar um keinen Schritt weiter in seinen Zukunftshoffnungen. Gab ihnen die Krankheit des Freiherrn einerseits mehr Gelegenheit, sich zu sehen, so schnitt sie doch anderseits jede Möglichkeit ab, ihn auch nur andeutungsweise über ihr Verhältniß zu einander aufzuklären. Magdalene wußte durch frühere Erfahrungen, daß der Onkel während solcher Zeit erhöhten gichtischen Leidens leicht gereizt und heftig aufgeregt war, und daß solche Aufregungen zugleich wieder seinen Zustand bedeutend verschlimmerten. So blieb denn nichts Anderes übrig als zu schweigen, aber dies Schweigen wurde Beiden schwer, und namentlich litt Magdalenens offene Natur mehr unter diesem Verbergen und Zurückhalten, als es ihre Fröhlichkeit eigentlich glauben ließ und als sie es Hubert ahnen lassen mochte. Er sollte um keinen Preis wissen, daß irgend etwas das unaussprechliche Glück ihres Herzens trüben könne, daß sie etwas Anderes noch empfinde

als reinste Seligkeit. So verhüllte sie denn sorgfältig vor ihm, wie schwer ihr das Geheimniß wurde, das ihre Liebe deckte; er sah ihre Stirn immer klar, ihr Auge hell, ihren Mund lächelnd und ahnte nicht, wie manche Thräne sie vergoß.

So ging der März zu Ende; er hatte noch unerwartet rauhe Tage gebracht, die auf des Freiherrn Zustand ungünstig wirkten, so daß die fortschreitende Besserung wieder durch einen neuen, wenn auch nur unbedeutenderen Anfall gehemmt wurde, der erst den sonnenwarmen Apriltagen wich. Er war in der Mittagsstunde zum ersten Male im Freien gewesen, und als gegen Abend Hubert kam, fand er Magdalene im Garten. Sie gingen noch einige Male zwischen den Bosquets umher, ehe sie in das Haus traten, und Magdalene zeigte ihm die Crocus, Primeln und Veilchen, die das neu erwachende Leben der Natur verkündeten.

„Sieh nur, wie es draußen Alles keimt und knospt, Geliebter,“ sagte sie erregt mit bebender Stimme; „so wird jetzt auch unsere Liebe sich schöner und herrlicher entfalten, sie wird Licht und Freiheit suchen wie Blätter und Blüthen, das heißt nämlich,“ fuhr sie lächelnd fort, ihre Erregung niederkämpfend, „ich werde, nun der Onkel wohler ist, ihm andeuten, daß ich an die Heirath mit Felix nicht denken mag, daß ich über mein Herz von Andern nicht bestimmen lasse, sondern es nur selbst und freiwillig verschenke.“

Hubert antwortete mit einem glühenden Kusse.

„Möchtest Du die rechten Worte wählen, mein Liebling, die sein Herz berühren," flüsterte er, und dann schritten sie schweigend dem Hause zu.

Wenige Tage darauf erzählte Magdalene dem Geliebten, daß der Onkel ihre Erklärung viel gleichmüthiger aufgenommen, als sie gefürchtet, ja daß er nur gelächelt und gesagt habe: es sei freilich eine alte Erfahrung, daß junge Mädchen dem Herzen mehr Rechte einräumen wollten, als alte Männer, die nur Verstand und Ueberlegung zu Rathe zögen, wo es sich um die Gestaltung des Lebens handele.

„Aber ein wenig verstimmt ist er doch," schloß sie ihre Mittheilung, „er sieht immer so nachdenklich vor sich hin; wir wollen ihm also Zeit lassen, mit diesem ersten Schlag fertig zu werden, ehe der zweite kommt. Schweige Du noch so lange, Hubert; jetzt würdest Du sicher eine ungünstigere Antwort bekommen als später, und wenn es möglich ist, möchten wir doch in Frieden mit dem Onkel bleiben, nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß," erwiderte Hubert, aber über sein Gesicht glitt ein trüber Schatten.

Magdalene strich mit der Hand über seine Stirn.

„Fort mit den düstern Falten, Liebster," sagte sie zärtlich; „ich habe sie nicht gesehen, seit ich weiß, daß Du mich liebst, und es darf jetzt kein trüber Gedanke auf Deinem Herzen liegen — o Hubert, das würde mich wie eine Schuld drücken. Vertraue mir, ich werde

den Onkel vorzubereiten und uns günstig zu stimmen suchen, damit endlich, endlich unsere Liebe kein Geheimniß mehr sein darf. Wenn ich erst ganz Dein bin, dann will ich jede Sorgenfalte von dieser lieben Stirn streichen, laß mich's jetzt schon thun, Du mein Alles!"

Sie hatte so erregt gesprochen, wie er es kaum je aus dem Munde des fröhlichen Mädchens gehört, ja es standen sogar Thränen in ihren Augen. Wie hätte er da nicht schnell jeden schwermüthigen, bangen Gedanken verscheuchen sollen, um diese Thränen zu trocknen, diesen Mund wieder lächeln zu sehen.

Wieder vergingen einige Tage. Der Freiherr war unverändert freundlich gegen Hubert, auch sein Verhalten Magdalenen gegenüber war anscheinend dasselbe geblieben; dennoch aber empfand Hubert ein unsagbares Etwas, das ihn wie Gewitterschwüle dünkte. Ihm war es, als stünde er vor einem entscheidenden Ereigniß, als sei es mit dem seligen Lebensglück nun vorbei, und wieder und wieder mußte er sich fragen, ob es nicht gerathener sei, dem Freiherrn gegenüber das Schweigen zu brechen, als abzuwarten, daß er vielleicht das erste Wort spreche. Dann aber dachte er an Magdalenens Erregung, an ihre Thränen und Bitten, und es schien ihm dann unmöglich, etwas Anderes zu thun, als was sie gewünscht hatte, um so mehr als sie sein Bangen nicht zu theilen schien, sondern ihren alten unbekümmerten Frohsinn zeigte. Und

wenn seinem Glück Gefahr drohte, war es dann nicht thöricht, selbst den Ausbruch dieser Gefahr herbeizuführen, sich selbst auch nur um eine Stunde der Liebesseligkeit zu betrügen, die er jetzt noch sein nannte? so fragte er sich dann wieder. Er war kein energischer, für entschlossenes Handeln geschaffener Mensch, das Träumerische und Zuwartende wog in seiner Natur zu schwer; und so wartete er denn von Tag zu Tag, und nur das sonnenhelle Lächeln Magdalenens, ihre Küsse und Liebesworte vermochten das düstere Ahnen zu verscheuchen, das auf seiner Seele lag. So ersehnte er denn täglich um so heißer den Moment des Wiedersehens mit ihr und kam wohl noch früher, als sonst in den Winterabenden, nach Altenhausen.

Es war einer der frühlingswarmen ersten Maitage, an denen man das Knospen und Wachsen fast zu sehen meint, die wohl auffordern, auf den Wegen zu zögern und mit vollen Zügen den jugendfrischen Reiz, den die Natur athmet, zu genießen. Hubert schien nicht darauf zu achten; er ging eilenden Schrittes vorwärts, dem Ziele zu, nach dem sein Herz verlangte. Als er die Gartenpforte öffnete, schlüpfte Magdalene aus dem nahen dunkeln Bogengang und warf sich in heftiger Erregung in seine Arme. Hubert preßte die zitternde Gestalt fest an seine Brust und sah voll Angst in ihr bleiches Gesicht und ihre thränenfeuchten Augen.

„Felix ist hier,“ flüsterte sie schnell; „er kam heute Morgen an, augenscheinlich von dem Onkel gerufen.

Er benimmt sich gegen mich, als ob wir in dem vertrautesten Verhältniß zu einander ständen, dabei aber hat er der beschlossenen Heirath noch nicht gedacht. Jetzt, Hubert, naht die Entscheidung. Gott weiß, wie Alles endet."

Hubert war gleichfalls leichenblaß geworden. Er hielt mühsam seine Fassung aufrecht, um das erregte Mädchen zu beruhigen.

„Mein Lieb," sagte er, ihre Haare streichelnd, „wie Du zitterst; gewiß, es wird Alles gut werden, wenn Du mir nur treu bleibst."

Sie sah schon wieder lächelnd zu ihm empor.

„Treu?" fragte sie, „wie Du nur so sprechen kannst! als ob sich das nicht von selbst verstände! Seit ich Dich nur gesehen habe und weiß, daß Du so ruhig bist, ist Alles, Alles gut. Ich selbst habe schon meinen Plan gemacht. Du mußt heute den Onkel um eine Unterredung auf morgen bitten, und ehe Du dann kommst, sage ich ihm schon von unserer Liebe und erkläre ihm, daß ich keines Anderen Weib werde, als Deines. Er weiß, daß mein Wille fest ist, und wird Dir dann anders gegenübertreten."

Hubert versuchte, sie zu überreden, daß sie nicht den ersten Sturm über sich ergehen lassen solle, sondern ihn vorher mit dem Freiherrn sprechen lassen möge; sie aber lächelte nur und meinte, sie wisse schon dem Sturm zu trotzen, und so schloß denn ihre Berathung damit, daß er ihr zärtlich Mund und Augen küßte und

sagte: „Nun denn, wie Du willst, mein Liebling; gehe jetzt allein, ich folge Dir bald.“

Er durchwanderte noch lange den dunkeln Laubgang, von schmerzlicher Unruhe gepeinigt. Als er endlich in das Haus und dann in das Wohnzimmer ging, fand er dort Magdalene mit Felix und dem Freiherrn. Dieser stellte ihm völlig unbefangen seinen Sohn vor, und auch Felix begrüßte ihn scheinbar freundlich. Der hochgewachsene, schlanke junge Lieutenant mit der schmucken Uniform und der eleganten Haltung wurde von den Meisten für einen hübschen Mann gehalten; allein für den, der das Wort: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut,“ auch in Bezug auf die äußere Erscheinung des Menschen zu deuten verstand, hatte er nichts Gewinnendes. Es sprach eben kein inneres Leben aus seinen Zügen, und dabei lag um Mund und Augen der Ausdruck einer gewissen Blasirtheit und Uebermüdung, der selbst der augenblicklich zur Schau getragenen, vielleicht etwas erzwungenen Fröhlichkeit nicht weichen wollte. Der Freiherr schien sehr stolz auf seinen Sohn zu sein; er betrachtete ihn fortgesetzt mit sichtlichem Wohlgefallen, lachte über seine meistens sehr faden Witze und hörte aufmerksam seinen Erzählungen zu, welche Verhältnisse seines Regiments, seine Pferde und Reiterkunststücke behandelten. Hubert verhielt sich dabei beinahe völlig schweigend und zwang sich nur mit Mühe hier und da ein Wort ab, um seine trübe Stimmung und sein Mißfallen an Felix nicht

ganz und deutlich zu zeigen. Magdalene saß über eine Mappe mit Photographien gebeugt, die Felix mitgebracht hatte, und besah die Blätter mit einem Eifer, als wolle sie jeden kleinsten Punkt für die Ewigkeit dem Gedächtniß einprägen. Ihre Wangen waren auch jetzt noch blaß, und Hubert bemerkte ein gewisses nervöses Zucken ihrer Hände; wenn sie aber aufsah, so blitzte in ihren Augen schon wieder etwas von dem alten Geist der Schelmerei. Als Felix einmal das Gespräch unterbrach und, zu Magdalene hintretend, zu einem der Bilder, das ein ihm aus eigener Anschauung bekanntes prächtiges Bauwerk darstellte, ein Wort der Erklärung hinzufügen wollte, schlug sie das Blatt schnell um und sagte halb neckend, halb spöttisch: „Ich brauche keinen Cicerone, der mir das, woran sich mein Auge erfreut, noch erklären will. Ich erkläre mir's schon selbst und finde mich ganz gut allein zurecht."

Felix lachte, scheinbar amüsirt über die schlagfertige Antwort; aber Hubert bemerkte, daß Gereiztheit und Aerger um seine Lippen zuckten.

„Wie selbstständig Du bist, Cousinchen," neckte er, den Arm um ihre Schultern legend. „Du wirst aber doch recht gerne meine Begleitung annehmen, wenn es sich einmal wirklich um eine Reise — wer weiß wohin — handelt."

Hubert glaubte eine ernstere Bedeutung in seinen Worten zu entdecken und das Blut drang ihm heiß zum

Herzen. Magdalene stand rasch auf, wie um sich der Umarmung zu entziehen.

„Vorläufig empfinde ich noch keine Reiselust,“ entgegnete sie, „und wenn es einmal der Fall sein sollte, dann wähle ich mir meinen Begleiter wohl selbst.“

Dabei flog ein schneller, heißer Blick zu Hubert hinüber.

„Ei, ei, die Rose läßt nur ihre Dornen empfinden,“ rief Felix und eilte Magdalenen nach, um sie festzuhalten. Ehe er sie aber noch erreicht hatte, war schon die Thür hinter ihr zugefallen, und nur ihr helles Lachen klang zu ihnen herüber.

Hubert fühlte sich zum ersten Male nicht angenehm berührt von Magdalenens neckischer Heiterkeit. Wie konnte sie heute lachen, meinte er, wo sie vor so wichtiger Entscheidung standen, wie konnte sie mit Felix Scherze treiben!! Sein Herz war schwer, und er seufzte tief auf.

Bei dem Abendessen saß Magdalene zwischen dem Freiherrn und Hubert, und Felix' Bemühungen, sie in das Gespräch zu ziehen, glückten so wenig, daß Hubert's augenblickliche Unzufriedenheit mit ihr schnell verweht war. Beim Abschiede bat er den Freiherrn, wie sie es verabredet hatten, um eine Unterredung für den andern Tag. Herr von Horst gewährte sie ihm zwar mit freundlichem Lächeln, aber es dünkte Hubert, als sähe er einen eisigkalten Zug über sein Gesicht gleiten, der die Scheidewand andeuten sollte, die, wenn man

sie auch für einen Augenblick vergessen hatte, doch für immer zwischen ihnen aufgerichtet war. Als er dann Magdalene zum Lebewohl die Hand reichte, flüsterte sie kaum hörbar: „Sei ruhig!“ und ihre Blicke senkten sich einen Moment tief in die seinen.

Hubert durchwachte die Nacht in fieberhafter Erregung, von tausend Sorgen und Schmerzen gepeinigt. Als er am andern Tage zu der von dem Freiherrn bestimmten späten Nachmittagsstunde in Altenhausen eintraf, begegnete er nicht, wie wohl sonst, Magdalenen. Der Garten war still und einsam, und er spähte umsonst nur nach einem Schimmer der geliebten Gestalt. In dem Flur stand der alte Diener, wie es schien, seiner wartend, um ihn sofort in das Zimmer des Freiherrn zu führen. Als er das Wohnzimmer passirte, lag Felix bequem auf dem Sopha ausgestreckt, die dampfende Cigarre im Munde. Er sprang sofort auf, um Hubert mit Händedruck und freundlichen Worten zu begrüßen; aber als er an ihm vorüber war, sah er ihm mit einem spöttischen Lächeln nach. Magdalene war nirgends zu entdecken und Hubert's Herz schlug beklommen; war es ihm doch, als habe heute das ganze Haus eine andere Physiognomie. Auch der freundlich vornehme Gruß, mit dem der Freiherr ihn in seinem Zimmer empfing, dünkte ihm fremd und eigenthümlich, und ihm schwand mehr und mehr jede Hoffnung. Es schwindelte ihm, er fühlte einen Druck auf Kopf und Herzen, so daß er selbst kaum wußte, wie

es dazu gekommen war, daß er dem Freiherrn gegenüber Platz genommen hatte und nun, schwer athmend und vergeblich nach Worten ringend, vor ihm saß. Die grauen Augen, die er so fest auf sich gerichtet fühlte, waren ihm noch nie so durchdringend erschienen als eben heute.

„Ich will Ihnen die Mühe ersparen," begann da der Freiherr, „das auszusprechen, was so sichtbar schwer über Ihre Lippen will. Ich weiß bereits, welches der Zweck Ihres Kommens ist, und kann nur aufrichtig bedauern, daß Sie eine Zeit hindurch — ich mag nicht wissen, wie lang oder kurz sie war — sich mit Hoffnungen getragen haben, die niemals sich realisiren können. Es steht seit einer Reihe von Jahren fest, daß Magdalene meinen Sohn Felix heirathet; es ist das ein zwischen mir und ihrem verstorbenen Vater — meinem vielgeliebten Bruder — getroffenes Abkommen, das keinerlei Aenderung erleiden kann, da es auf dem Willen und Wunsch des Verstorbenen beruht, dem das Schicksal einen eigenen Sohn versagt hatte, dem durch Tapferkeit und ritterliche Gesinnung ausgezeichneten Namen derer von Horst nun auch einen gesicherten Grundbesitz zu schaffen, wie er einer so alten Familie schon längst gebührt hätte. Wenn ich nicht schon früher die Verbindung meines Sohnes mit Magdalene herbeigeführt habe, so ist das aus gutmüthiger Thorheit geschehen, um Magdalenen — ja offen gesagt Beiden — noch ein paar Jahre Freiheit zu gönnen. Die Ehe,

auch die glücklichste, ist allemal eine Fessel, das glauben Sie einem alten Practikus! So ließ ich denn die Zeit hingehen; jetzt aber ist Felix gekommen, um Ernst zu machen, und Sie werden einsehen, daß unter diesen Umständen von einer Werbung Ihrerseits um Magdalenens Hand nicht die Rede sein kann."

Die Worte des Freiherrn waren zuerst wie aus weiter Ferne zu Hubert herübergeklungen, allmählig aber kam er wieder mehr und mehr zum Bewußtsein der Gegenwart und der Forderung, die sie an ihn stellte, und als der Freiherr nun schwieg, konnte er, wenn auch mit gepreßter Stimme, so doch anscheinend gesammelt erwidern: „Magdalene hat mir freilich Alles Das, was ich soeben von Ihnen vernommen, schon früher gesagt, indeß mit der Hinzufügung, daß sie ihren Vetter nicht liebe und sich zu keiner Ehe gegen ihren Willen zwingen lassen werde."

„Papperlapp," sagte der Freiherr, die lange Pfeife bei Seite stellend, „das hat sie mir auch gesagt. Jugendthorheiten, weiter nichts!! Jeder junge Mensch ist einmal zum Sterben verliebt und meint, das sei dann eine ewige Liebe. Man kennt solche Ewigkeiten! das Alter muß da mit seinem ruhigen Verstande aushelfen und für die Jugend entscheiden, die sonst wohl oft genug über Hals und Kopf sich in eine Ehe hineinstürzen möchte, die alle vernünftigen Leute für eine Tollheit halten würden."

Hubert's Stolz wallte hoch auf und jagte ihm das Blut in Stirn und Wangen. „Ich bitte um ihre Erklärung, Herr Baron," sagte er erregt, „warum Sie eine Ehe zwischen Magdalene und mir als eine Tollheit bezeichnen würden?"

„Ruhig, ruhig, junger Hitzkopf," lachte der Freiherr. „Sieh, sieh, ich habe Sie nicht für so leidenschaftlich gehalten; es thut aber nichts, es ist Temperament in Ihnen. Ich habe übrigens bei diesem Ausdrucke nicht gerade an Sie gedacht, es war nur so in's Allgemeine hineingesprochen. Allein, Sie werden zugeben müssen, mein Herr Oberförster, daß es wirklich an die Grenze dessen streifte, was man dem gesunden Menschenverstande zuzutrauen pflegt, wenn eine Freiin von Horst, die Besitzerin von Altenhausen, den Oberförster Lessner heirathen wollte, so ehrenhaft und rechtschaffen derselbe auch immer sein mag. Für ihn freilich würde diese Heirath eine durchaus praktische sein; für sie wäre es ein Stück mittelalterlicher Romantik."

„Herr Baron," rief Hubert leidenschaftlich, „können Sie glauben, daß ich nur mit einem Gedanken an Magdalenens Vermögen gedacht hätte! Bei Gott, wenn etwas im Stande gewesen wäre, die Gluth meiner Liebe niederzuhalten, so wäre es ihr Name und ihr Reichthum gewesen. Wenn Sie meinen könnten, — —"

„Ich meine gar nichts, junger Mann," fiel ihm der Freiherr in's Wort, „habe auch nichts sagen wollen, was Ihrer Ehre zu nahe treten könnte. Ich bin ein

alter Soldat und sage rund heraus, was ich denke, und das ist in diesem Fall, daß es eine Lächerlichkeit wäre, wenn Magdalene Sie heirathete. Potz Blitz! die Freiin von Horst eine Frau Lessner! es wäre spaßhaft! Ich schätze und achte Sie hoch; aber das geht nicht an. Mein allergnädigster König und Herr selbst könnte heute um Magdalenen werben, so würde ich ihm sagen: „Majestät, das geht nicht, Magdalene heirathet meinen Sohn.“ Altenhausen soll und wird ein Familiengut werden, es soll und wird den von Horst's erhalten bleiben, und wenn Magdalene heute ein paar Thränen darüber weint, so thut das nichts; hernach ist das Herz nur um so weicher, und meine Enkel und Urenkel werden mir einst noch meine Festigkeit danken.“

„Magdaleneus eigener Wille wird aber doch die letzte Entscheidung zu treffen haben,“ sagte Hubert, bebend vor Zorn und Schmerz; „Sie können keinen Zwang üben wollen.“

Der Freiherr zuckte die Achseln und ein beinahe spöttisches Lächeln flog über sein Gesicht. „Ich bin ihr Vormund, sie ist erst 18 Jahre alt, und ohne meine Einwilligung traut sie kein Pastor,“ entgegnete er, und in seinem Tone lag eine Strenge und Energie, wie Hubert sie früher niemals bei ihm bemerkt zu haben meinte. „Sie sehen also, bester Freund,“ fuhr er dann fort, ihm mit einem Anflug von Gutmüthigkeit auf die Schulter klopfend, „'s thut's halt nimmermehr! Sie müssen diese „ewige Liebe“ so schnell wie möglich

loszuwerden suchen, und es glückt, glauben Sie mir, es glückt; ich spreche aus Erfahrung. Meine verstorbene Frau — die übrigens ein braves Weib und eine gute Hausfrau war — also meine verstorbene Frau war auch nicht diejenige, in die ich einmal ganz toll verliebt war. Wir hatten Liebesschwüre gewechselt, Geschenke getauscht und uns ewige Treue gelobt; dann kam der Krieg und ich machte dem alten Sprichwort: „Anderes Städtchen, anderes Mädchen" alle Ehre, und sie — nun, sie meinte, der junge Lieutenant könnte ja wohl nicht zurückkehren, und da ließ sie sich im Voraus von einem jungen Gutsbesitzer trösten. Ha, ha, ha, Sie sehen, mein Bester, man stirbt nicht aus Liebesgram. Also schlagen Sie sich die Sache aus dem Sinne, denn mit der Magdalene wird es nichts — was ich gesagt habe, das habe ich gesagt; bilden Sie sich nicht ein, meinen Willen ändern zu können, das Ding steht fest! Uebrigens bleiben wir gute Freunde, und wenn Magdalene erst aus dem Hause ist — denn vorläufig bleibt mein Sohn noch im Militärdienst — so sollen Sie nach wie vor ein gern gesehener Gast bei mir sein. Bis dahin muß ich Sie freilich bitten, sich fern von Altenhausen zu halten, was Sie wohl von selbst thun würden. Der Felix ist zwar ein vernünftiger Junge, aber er könnte doch so etwas wie Eifersucht verspüren. Jugend hat immer heißes Blut! Und auch wegen Magdalenen! Da Sie sich nun einmal vorweg mit ihr verständigt hatten, so dürfen Sie sie vorläufig nicht

wiedersehen. 's war eine gute alte Sitte, daß man erst die Eltern und Vormünder um ihren Rath befragte, ehe man sich von dem Mädchen das Jawort holte! Doch ich mache Ihnen daraus keinen Vorwurf — andere Zeiten, andere Sitten! Sie hätten sich's nur selbst erspart, Altenhausen meiden zu müssen. Wie gesagt, wir bleiben gute Freunde, und ich bitte mir aus, daß Sie mich zu Ihrer Hochzeit laden. Ha, ha, ha, das wird ein lustiges Fest werden! Nun aber Gute Nacht für heute und einige Wochen. Felix hat zwei Monate Urlaub; wenn er mit seiner jungen Frau fort ist, dann wollen wir uns gegenseitig zu trösten versuchen. Bis dahin denn Adieu."

Damit griff der Freiherr nach der Pfeife und entzündete sie auf's Neue, als Zeichen gleichsam, daß er nicht ferner mehr zu reden beabsichtige. Hubert ging, mit dem dumpfen Gefühle, als habe er ein großes Unglück erlebt, als sei die leuchtende, belebende, erwärmende Sonne vor ihm untergegangen und er stände nun allein in einer farblosen, dunkeln Nacht. Er hatte durchaus keine klare Vorstellung von dem eben Erlebten, die Worte des Freiherrn schwirrten ihm bunt durcheinander im Kopfe herum, und er verfolgte mechanisch den Weg, der ihn hinausführen sollte aus seinem Paradiese. Er sah nicht, daß in dem Wohnzimmer schon die Lampe auf dem Tische brannte, an dem er sonst mit Magdalenen gesessen hatte, er sah nicht, daß sich Felix abermals von dem Sopha erhob, er hörte

auch nicht dessen Abschiedsworte, er sah nicht, daß der alte Diener im Hausraum stand und sich vor ihm verneigend die Thür öffnete. Ebenso mechanisch ging er die Stufen hinab in den dunkeln Garten, zwischen den farbenbunten Blumenbeeten hindurch, die breiten Kieswege entlang bis zu der Gitterpforte, die er so oft mit hochschlagendem Herzen durchschritten hatte. Seine Hand lag schon auf dem Schloß, da fühlte er plötzlich seinen Arm berührt und eine Stimme, und welche geliebte Stimme! flüsterte seinen Namen. Athemlos sah er sich um — sie stand dicht neben ihm, die Geliebte, die Verlorene, das Licht seiner Augen, das Glück seines Lebens.

„Magdalene!“ rief er in ausbrechendem Schmerze und preßte beide Hände vor das Gesicht. Als er dann aber plötzlich ihre Arme um seinen Hals geschlungen fühlte und sie, sich fest, fest an ihn schmiegend, flüsterte: „Mein Hubert!“ da war aller Schmerz verwandelt in seliges Glück, und mit tausend Liebesworten drückte er ihren Kopf an seine Brust und küßte ihre Lippen und Augen.

„Ich habe hier im Dunkel verborgen auf Dich gewartet,“ sagte sie endlich; „ich mußte Dich noch sprechen, Dir sagen, daß Du mir vertrauen sollst. Ich bin Dein, und keines Andern. Ich lasse mich nicht zwingen und folge nur dem Manne, den ich liebe.“

„Dein Onkel besteht fest auf seinem Willen,“ entgegnete Hubert gepreßt; „er wird seinem Sohne Alten-

hausen nicht entreißen lassen, es soll ein Stammgut der Familie werden."

„So mag er's behalten," rief Magdalene, „Felix soll Besitzer von Altenhausen bleiben!"

„Magdalene," sagte Hubert, sie fester an sich ziehend, „Du wolltest Dein geliebtes Altenhausen hingeben um meinetwillen? Deine ganze Seele hängt an diesem Stück Erde, und Du wolltest es mir opfern?"

„Thörichter Mann," flüsterte sie zurück, „meinst Du, daß Altenhausen mir theurer ist, als Du es bist? Ich hab's heute schon dem Onkel gesagt, er solle nur ein Majorat daraus machen oder was er sonst wolle, ich werde auf mein Recht verzichten!"

„Und er?"

„Nun, er fuhr auf und fragte, ob ich glaube, daß er die Tochter seines Bruders um ihr Eigenthum betrügen wolle; Altenhausen sei mein und könne nur durch meine Heirath mit Felix zum Familiengute werden."

„Und Du hoffst dennoch?"

„Hoffen? Nein, Liebster, ich weiß, daß ich Dein bin und bleibe für alle Ewigkeit, und daß Niemand meine Liebe aus meinem Herzen reißen und meinen Willen beugen kann. O Hubert, vertraue mir, quäle Dich nicht mit Sorgen und Zweifeln!"

„Wenn ich Dich in meinen Armen halte, meine Magdalene, wenn ich Deine liebe Stimme höre und die Gewißheit Deiner Liebe mich erfüllt, dann habe

ich Muth und Hoffnung; bist Du aber fern, dann sehe ich eine dunkle, trostlose Nacht vor mir ausgebreitet. O wenn Du wüßtest, welche entsetzlichen Stunden ich seit gestern durchlebt habe; mir war's, als hätte ich Dich jetzt schon verloreu für immer, und alle Qualen der Eifersucht tobten in meinem Herzen!"

„Wie Du Dich und mich nur so peinigen kannst! Ich verstehe Dich nicht! Sieh, meine Liebe zu Dir ist so fest, so unwandelbar, so vertrauend, daß es mir nie einfällt, es könnte eine Trennung möglich sein. Ich weiß, wir gehören zu einander, und was auch käme und geschähe, mich könnte nichts unsicher, nichts irre an Deiner Liebe machen, und ich meine, die rechte Liebe muß auch so vertrauend, so unabhängig von äußeren Ereignissen sein. Sie schreckt auch vor dem Kampfe nicht zurück, denn sie weiß, sie besteht ihn."

„O Magdalene, Deine Worte sind mir Trost und Stärkung; ohne Dich bin ich arm und elend, und nun soll ich Dich lange, lange Wochen nicht sehen!"

„Wir werden uns sehen, Hubert, ich komme in den Wald, ich werde wissen, mich freizumachen; meine einsamen Spaziergänge gebe ich nicht auf. Und nun Geliebter, nimm diesen Ring von mir, er ist ein Andenken an die früh verstorbene Mutter, und gieb mir dafür den Ring, den Du trägst. Sieh, nun haben wir uns feierlich und ernst vor Gott verlobt, und das Gelübde ist heilig, unverbrüchlich. Nun aber versprich mir auch, daß Du mir vertrauen willst, daß Du den

Glauben an unser Glück nicht verlieren, die Ueberzeugung unwandelbar festhalten willst, daß kein Mensch mich von Dir trennen kann, daß ich so gewiß Dein Weib werde, wie ich jetzt Deine Braut bin, weil ich Dich und nur Dich liebe, mein Hubert."

Sie hatte mit so leidenschaftlicher Innigkeit und dabei mit einer Kraft und Festigkeit des Willens gesprochen, daß Hubert sich in seinem innersten Wesen davon ergriffen fühlte und ihr in diesem Augenblick Alles versprochen hätte, was sie von ihm verlangte. Er lag zu ihren Füßen und küßte ihre Hände wie damals in jener seligen Stunde des ersten Sich-Findens ihrer Herzen im Walde; und als er dann nach einem letzten heißen Abschiedskuß von ihr ging, da empfand er wirklich eine festere Zuversicht, ein fröhlicheres Hoffen, als er es noch vor einer Stunde für möglich gehalten hätte. Aber sein Herz war eben kein zuversichtliches und kein fröhliches. Die trüben Bilder, die sich der jungen Kindesseele früh eingeprägt hatten, warfen ihre dunkeln Schatten über sein ganzes Leben hin. Wenn auch das berauschende Liebesglück und die fröhliche Natur Magdalenens es vermocht hatten, den Trübsinn zu bannen, der den Grundzug seines Charakters bildete, so kehrte er jetzt doch mit doppelter Gewalt zürück. So oft er sich's auch sagte, daß er ja der Geliebten versprochen habe, Hoffnung und Vertrauen zu bewahren immer wieder kamen die Zweifel, die dürstern Bilder einer ewigen Trennung, einer trostlosen Einsamkeit für

ihn. Wieder und wieder sah er es mit quälender Deutlichkeit vor sich, wie Magdalene mit Felix den Garten durchstreifte, wie sie ihm die Blumen zeigte und wohl jetzt für den Vetter die Sträuße band, die er sonst empfangen hatte; wie Felix den Platz neben ihr einnahm, den er sonst als köstliches Vorrecht behauptet hatte, und all das Glück des Beieinanderseins mit ihr genoß, das er sonst mit keinem Andern getheilt hatte. Eine tödliche Eifersucht bemächtigte sich dann seiner, ein heißes, namenloses Weh erfüllte ihn, und er fühlte sich elend und krank — krank an Leib und Seele. Er bemerkte zur Erhöhung seiner Qual, daß er nicht mehr mit dem früher ihm so gewohnten Eifer seinem Berufe oblag; er vernachlässigte seine Geschäfte und überließ mehr als je sonst den Forstgehülfen. Er empfand es als ein Unrecht, er wollte es ändern und konnte sich doch nicht zu einem energischen Entschlusse emporringen. Wenn er sich zur Arbeit an den Schreibtisch gesetzt hatte, so hielt er oft stundenlang die Feder in der Hand, ohne ein Wort zu schreiben, und wenn er dann, plötzlich aufschreckend, den weißen Bogen vor sich erblickte, so wußte er kaum mehr, welchem Zweck er hatte dienen sollen — seine Gedanken waren weit, weit fortgewandert von der practischen Arbeit, die ihm vorlag. Und wenn er hinausgegangen war in den Wald, um dort seinen Geschäften obzuliegen, so ertappte er sich wieder plötzlich auf einem ziel- und planlosen Umherschweifen, das ihn fernab geführt hatte

von dem Revier, das er aufsuchen wollte. Wie seltsam — oft, und öfter und immer öfter fand er sich jetzt wieder an dem Waldsee. Es war, als ob eine magische, unwiderstehliche Gewalt ihn dorthin und immer dorthin zog. Der stille, düstere See war ihm wie ein Freund aus der fernen Jugendzeit erschienen, hatte er doch eine wunderbare Aehnlichkeit, wie ihn dünkte, mit jenem Teiche auf der Grenzscheide seines Heimathsdorfes, mit dem kühlen, feuchten Grab. Ob auch dieses Wasser wohl schon ein gebrochenes Herz, ein gestorbens Glück in seinem stillen Grunde barg?? In der Zeit seiner Liebe hatte er den guten, alten Freund vergessen — sie hat wohl schon so manches Freundschaftsband gelockert und zerrissen; 's war eben auch kein Aufenthalt für Glückliche, der dunkele See, mit den stillen, träumenden Wasserrosen, mit den melancholischeu Trauerweiden! Nun war's mit dem Glück vorbei, und wie gut, wie beängstigend gut stimmte nun der düstere Charakter des Sees zu der tiefen Schwermuth in Hubert's Seele. Wie gebannt stand er an den Trauerweiden und mußte hineinschauen in das dunkele, gespenstische, märchenhafte Wasser, das so seltsame, heimliche, schaurige Geschichten erzählte — dem, der sie verstand. Er liebte den See, und doch — er sah ihn mit leisem Schauer, er hatte sich nie, auch jetzt nicht entschließen können, den kleinen Kahn, der dort angekettet lag, zu besteigen; ein geheimes Grauen

hielt ihn zurück, das Wasser war so dunkel und tief — so still und friedlich!!

Zweimal war er Magdalenen noch im Walde begegnet seit jenem Abende; ste hatte ihm wie damals Worte heißer, inniger Liebe zugeflüstert, ihn gebeten, ihr zu vertrauen und den Muth nicht zu verlieren; aber sie war eilig und sichtlich beängstigt gewesen, hatte gesagt, sie dürfe keinen Verdacht durch zu langes Ausbleiben erwecken, nnd war trotz seines stürmischen Bittens ihm schnell wieder entflohen.

Frau Renate, die, wie schon erwähnt, seit Magdalenens Besuch in Waldheim, häufig nach Altenhausen gekommen war, unter allerlei wirklich vorhandenen oder vorgeschützten Gründen — fühlte sie sich doch so gar einsam in ihrem Zu-Hause, da sie in Magdalenen immer eine freundliche Hörerin für ihre Plaudereien gefunden — Frau Renatc war gleichsam eine stille Vertraute der Liebe des jungen Paares geworden. Sie hatte freilich mit Hubert nie darüber gesprochen; die kleinen Andeutungen aber, die sie zu Magdalenen machte, wurden von dieser mit schelmischem Lächeln und tiefem Erröthen angehört. Beide wußten, daß sie in Frau Renate eine Verbündete in Freud und Leid hatten, war sie ihnen doch tren ergeben und hatte doch namentlich Magdalene durch ihr anmuthig freundliches Wesen ihr Herz im Sturm erobert.

Auch jetzt wußte Frau Renate wohl, was in Altenhausen vorging, und sie trauerte und sorgte mit

dem jungen Paare. Sie ging fast noch öfter als sonst nach dem Gute hinüber, und obgleich es ihr Niemand gesagt, so hatte sie doch genug Mutterwitz, um ihre Besuche so einzurichten, daß der Freiherr und Felix sie nicht vor Augen bekamen. Sie war ein getreuer Liebesbote; und wenn auch Hubert und Magdalene ihr nie einen Gruß oder Auftrag an einander gegeben hatten, so wußte sie doch Jedem ungefragt von dem Andern zu erzählen.

Als einige Tage nach der letzten Begegnung Hubert's und Magdalenens im Walde, Frau Renate wieder nach Altenhausen kam, geschah es zum ersten Male, daß Magdalene ihr ein Körbchen mit Erdbeeren aus ihrem Garten mitgab, mit der besondern Bemerkung, sie möge sie, als von ihr kommend, dem Herrn Oberförster selbst geben. So geschah es, und Hubert fand, unter den dunkelglühenden Beeren versteckt, ein Blättchen von Magdalenens Hand.

„Ich bin auf jedem Schritte bewacht uud beobachtet," schrieb sie; „ich kann das Haus nicht verlassen, ohne daß mir Felix folgt; so habe ich keine Hoffnung, Dich sobald wiedersehen zu können, mein Geliebter. Meine Gedanken, mein Herz und meine Seele sind bei Dir und ich fühle in jedem Augenblicke die Nähe Deiner Liebe. Habe nur noch eine kurze Zeit Geduld, mein Hubert, und vergiß nicht die letzte Stunde im Garten. Was wir uns dort gelobt haben, ist mein Trost und meine Hilfe, wenn ich verzagen will, und so

bin ich denn voll freudiger Zuversicht für unsere Zukunft, denn ich bin und bleibe, bis einst der Tod uns scheidet, Deine Magdalene."

Hubert hatte das Blättchen mit tausend Küssen bedeckt, aber er konnte doch die düstern Bilder nicht bannen, die ihn Tag und Nacht quälten, konnte die Schwermuth, die sein Herz erfüllte, nicht in Hoffnung verwandeln.

Frau Renate verfolgte mit ängstlicher Sorge Hubert's Zustand. Sie sah wohl, wie die Falten auf seiner Stirn tiefer wurden, wie das freundliche Lächeln, das sie jetzt so oft auf seinem Gesichte gesehen hatte, völlig verschwunden war, und sie beobachtete ihn kopfschüttelnd, wie er in wachsender Zerstreutheit oft mitten im Satz seine Rede abbrach, und wie er dann wieder stundenlang stumm in sich versunken in die Ferne starrte.

„Weiß der liebe Herrgott," sagte sie zu sich selbst, „heut' zu Tage ist in der Jugend kein rechtes Feuer! Das hat kein heißes Blut mehr wie zu meiner Zeit! Da lieben sich die Beiden nun und seufzen und schmachten, und werden blaß und elend, aber sie kommen zu keinem Entschlusse! Sonst war's anders; wenn sich Zwei gut waren, so heiratheten sie sich — ging's nicht im Guten, so ging's mit List oder Gewalt. Mein Alter hätte mich auch nicht bekommen, wenn er nur von ferne zu mir hingeseufzt hätte! Die Welt ist nicht

mehr, wie sie war; es ist keine Courage in den Menschen, sie sind alle so nüchtern und schwerfällig!“

Trotz dieser Vorwürfe, die sie im Stillen täglich auf's Neue über Hubert ausschüttete, hatte sie doch ein herzliches Mitleid mit ihm und hätte ihm gar zu gern geholfen. Sie erzählte auch Magdalenen, daß der Herr Oberförster immer so still und bleich sei, daß er wohl Kummer oder Unannehmlichkeiten haben oder krank sein müsse. Magdalenens Augen hatten ängstlich an der Sprecherin gehangen, und das Blut war ihr in die Wangen gestiegen. Es hatte einen Augenblick geschienen, als wolle sie sprechen, dann aber hatte sie sich stumm abgewandt und war zum Fenster getreten. Die alte Frau meinte den Stolz in ihren Augen aufleuchten gesehen zu haben, der es ihr verbot, einem Andern als dem Geliebten selbst, und noch dazu einer Dienerin, von ihrer Liebe zu sprechen, sie zum Boten ihrer Grüße zu machen. „Er wird bald wieder fröhlich werden — gewiß,“ hatte sie nur nach einer Pause leise gesagt.

Aber die Fröhlichkeit wollte nicht kommen. Tag um Tag verging, und Hubert wurde immer schwermüthiger, immer düsterer, immer unzugänglicher. Auf einer jener ziellosen Wanderungen, die ihn weit ab von seinem Hause geführt hatte, hörte er plötzlich Pferdegetrappel hinter sich. Er schaute um und blieb wie festgebannt stehen; Felix und Magdalene ritten an ihm vorüber. Felix grüßte ihn mit einer gewissen herab-

lassenden Nonchalance. Magdalenens Gesicht wurde von einem glühenden Roth übergossen, und ihre Augen sahen einen Moment mit stummem, heißem Gruße zu ihm hin. Im nächsten Augenblicke war sie an ihm vorüber, und so verlangend und hoffend er ihr auch nachschaute, sie wandte den Kopf nicht zurück. Er hatte Magdalenen noch nie zu Pferde gesehen, und nun ritt sie an der Seite des Vetters, eine stolze, schöne Amazone! Unter seinem Schutze hatte sie vielleicht die ersten Reitversuche gewagt, von ihm in den Sattel gehoben, von seinen Augen bewacht — Hubert's Herz schlug so stürmisch, daß es ihm den Athem raubte! Wachend und träumend verfolgte ihn dies Bild; er meinte Magdalenen noch nie so schön gesehen zu haben, als in dem lang herabwallenden Reitkleide, mit dem eleganten Hute auf den dunkeln Locken, und nicht für ihn hatte sie sich so geschmückt, sondern für den Mann, den sie hassen mußte, wenn sie ihn liebte, so wie er sie. Und mit diesem Manne trieb sie allerhand Kurzweil, von ihm ließ sie sich geleiten, mit ihm ritt sie stumm und stolz an ihm vorbei! Warum war sie vor ihm erröthet, was hatte der schnelle Blick, mit dem sie ihn gestreift, sagen sollen? Sein umdüstertes Auge meinte Schreck statt Liebe darin gelesen zu haben, und Zweifel und Mißtrauen nahmen immer mehr Besitz von seinem Herzen. Er las wieder und wieder die Zeilen von ihrer geliebten Hand, die er längst auswendig konnte — sie sprachen von Liebe, von Hoffnung,

sie bat um sein Vertrauen, sie nannte sich seine Magdalene — süße beseligende Worte, aber waren es denn mehr als Worte? Hatte er denn jetzt nicht ein deutliches Zeichen, daß sie Felix nicht kalt von sich wies, daß sie seiner Werbung nicht ein schroffes, unabänderliches Nein entgegensetzte?? Mochte ihm Frau Renate auch noch so viel von den blassen Wangen und den trüben Augen des lieben Fräuleins da drüben, von dem ernsten, energischen Zuge, der sich jetzt um den weichen Mund gelagert habe, erzählen — er hatte sie ja gesehen so strahlend, so schön, so anmuthig, so stolz wie nur je!!

Aus Tagen wurden Wochen, der Juni ging zu Ende, Felix' Urlaubszeit mußte bald vorüber sein und Hubert sah voll banger Furcht und düsterm Zweifel der Entscheidung entgegen, die vor seiner Abreise eintreten mußte. Ein leises Geflüster ging von Mund zu Munde, daß man in Altenhausen bald eine Hochzeit feiern werde — zu Hubert drang es nicht; er war so ernst und verschlossen, daß Niemand ihm solche Neuigkeiten mitzutheilen wagte. Frau Renatens Augen folgten ihm immer unruhiger; sie schien verlegen und gespannt ihm gegenüber und rang sichtlich von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage mit dem Wunsch, ihm anzudeuten, zu sagen, was er doch einmal wissen mußte. Aber wußte sie es denn?? Sie ging öfter denn je nach Altenhausen, ja sie hatte sogar versucht, mit der alten grämlichen Wirthin dort Freundschaft zu schließen,

nur um zu erfahren, was eben nicht mehr und nicht weniger als ein immer lauter erzähltes Gerücht war. Die Alte schwieg aber wie das Grab, und als Frau Renate einmal rund heraus fragte: ob es wahr sei, was die Leute erzählten, daß Fräulein Magdalene ihren Vetter, den Herrn Lieutenant, heirathen werde, bekam sie die trockene Antwort: „Ein Hochzeitsdiner kann ich in vierundzwanzig Stunden besorgen, früher brauchen's mir die Herrschaften nicht zu sagen."

Magdalene sah Frau Renate fast nie mehr; bewachte man auch diese Zusammenkünfte im Mißtrauen gegen Magdalene, oder vermied sie sie selbst — Frau Renate wußte es nicht. Einmal war sie wieder, von ihrer Unruhe getrieben, nach Altenhausen gekommen und hatte in dem ungemüthlichen Zimmer der alten Wirthin ein noch ungemüthlicheres Gespräch mit ihr geführt. Als sie endlich nach vergeblichem Bemühen, etwas von dem, was sie wissen wollte, zu erfahren, das Haus verließ, huschte auf dem dämmrigen Corridore, den sie zu passiren hatte, Magdalene an ihr vorüber. Sie drückte einen zusammengefalteten Papierstreifen in ihre Hand und flüsterte: „Geben Sie Hubert das Blatt." Ehe noch Frau Renate etwas erwidern konnte, war sie in der nächsten Thür verschwunden. Die Alte ging heute mit besonders schnellen Schritten heimwärts, und als sie Hubert in dem Wohnzimmer antraf, reichte sie ihm sofort das Blättchen, mit der kurzen Bemerkung, daß sie das an ihn abzugeben habe, und verließ schnell

das Zimmer. Mit fieberhaft zitternden Händen rollte er den Papierstreifen auseinander. Er enthielt nur die flüchtig mit Bleistift hingeworfenen Worte: „Was Du auch hören magst, vertraue mir und meiner Liebe M.“

Er starrte lange auf das Blatt, dann seufzte er schwer und barg es auf der Brust. War es eine Stärke oder eine Schwäche seiner Liebe, daß ihr dies blinde Vertrauen fehlte? Er wußte es selbst nicht! —

Wieder waren einige Tage hingegangen — es lag wie eine Gewitterschwüle der Erwartung auf Hubert. Die zwei Monate waren fast vorüber, Felix konnte nur noch wenige Tage bleiben, die Entscheidung mußte jetzt kommen.

Hubert war lange im Walde gewesen und kehrte nun müde heim. Frau Renate saß im Wohnzimmer, ein ungewöhnlicher Aufenthalt für sie zu dieser Stunde; es schien, als habe sie ihn erwartet. Er achtete kaum darauf und ging mit flüchtigem Gruße an ihr vorüber zum Schreibepult. Er hatte noch einige wichtige Arbeiten zu machen, die heute vollendet werden mußten, so schwer es ihm auch fiel. Frau Renate ging unruhig im Zimmer hin und her, machte sich hier und dort etwas zu thun, hüstelte und warf mehrmals eine gleichgültige Bemerkung hin, ganz wider ihre Gewohnheit; sie beobachtete sonst ein tiefes Schweigen, wenn Hubert arbeitete. Endlich fiel ihm ihr eigenthümliches Benehmen auf; er hob den Kopf und sah sie halb verwun-

dert, halb fragend an, und wie mit einem kräftigen Entschlusse trat sie schnell zu ihm hin.

„Der Herr Oberförster wissen wohl nicht, daß heute viele Gäste in Altenhausen angekommen sind“, sagte sie schnell, „die alte Suse erzählte mir davon.“

Hubert sprang auf. Es wurde ihm seltsam beklommen zu Muthe, er wußte selbst kaum weshalb.

„Gäste? von woher?“ fragte er zerstreut.

„O, von weit her,“ sagt die Suse, „und viele, mehr fast, als im Hause Platz haben, es soll morgen ein Fest gefeiert werden,“ — sie zögerte, im nächsten Augenblick fühlte sie ihr Handgelenk wie von einer eisernen Klammer umspannt.

„Weiter,“ gebot Hubert und seine Stimme klang tonlos.

„Fräulein Magdalenens Hochzeit, sagen die Leute,“ setzte die Alte schnell hinzu, als ob es ihr eine Wohlthat sei, daß sie nun endlich die schwere Aufgabe gelöst habe.

Hubert's Hand sank herab, sein eben noch von flammender Röthe übergossenes Gesicht wurde todtenbleich, er stand stumm und starr, ein Bild der Verzweiflung; dann wandte er sich um und ging wortlos, langsam hinaus.

Aus dem Abend war Nacht, aus der Nacht wieder Morgen geworden, und Hubert wußte selbst kaum, wie diese Stunden an ihm vorübergerauscht waren. Er war sich keines festen Gedankens, keines klaren Gefühls

bewußt, er empfand nur einen Druck, der ihm Kopf und Herz belastete; es war ihm, als läge er in einem schweren, bangen Traume, aus dem er zu erwachen strebte und doch nicht konnte, der jedes klare Denken und Fühlen lähmte. Erst als die Sonne höher und höher stieg und endlich ihre heißen Strahlen in sein Zimmer hineinschickte, daß sie sein müdes, schweres Haupt streiften, wurde er sich der Wirklichkeit des Erlebten bewußt. Er sprang auf, die Luft schien drückend und schwer. Er riß Thür und Fenster auf, aber er fand die gesuchte Kühlung nicht. Er mußte hinaus, hinaus in's Freie. Frau Renate hatte vergeblich mit dem Frühstück auf ihn gewartet, vergeblich wiederholt an seine Thür geklopft — er hatte sie nicht gehört. Auch jetzt ging er an ihr vorüber, ohne sie zu beachten, ein Gedanke, ein Gefühl beherrschte seine ganze Seele. Sie, sie hatte ihn betrogen, ihn verrathen, ihn schmählich hintergangen. Er erinnerte sich all' der Augenblicke, in denen sie ihm gesagt, daß ihr Wille unerschütterlich sei, daß sie sich niemals zwingen lassen werde, einem Manne anzugehören, den sie nicht liebe, er gedachte seines ersten Ganges mit ihr durch den Garten, als sie erklärte, daß sie ihren Willen nur beugen würde, wo sie liebe, und er sagte sich's wieder und wieder, daß sie selbst gegen ihn entschieden haben mußte. Er gedachte des freundlichen Entgegenkommens, das sie ihm vom ersten Augenblicke an gezeigt hatte, ihrer Betheuerungen und Schwüre, daß sie ihn liebe

und ihm für alle Zeit unwandelbar angehöre, die sie noch in jener letzten Stunde in Altenhausen ihm wiederholt hatte. Und alle diese Momente, diese Worte, die fest, fest und unzerstörbar in seinem Herzen eingegraben waren, sagten ihm deutlich, unzweifelhaft, mit grausamer Gewißheit, daß sie ein kokettes Spiel mit ihm getrieben hatte, weiter nichts. Sie hatte die Liebe selbst in seinem Herzen genährt, sie hatte ihn zur Aussprache gedrängt, und während sein ganzes Sein und Leben mit dieser Liebe verwachsen war, hatte sie für sie nur eine Zerstreuung für einen einsamen Winter bilden sollen. Wieder und wieder hatte sie von ihm verlangt, er solle ihr vertrauen — was hatte sie anders damit gewollt, als ihn in eine betrügliche Sicherheit einwiegen, ihn vom eigenen Handeln abhalten? Sie hatte den Moment der Aussprache zu dem Freiherrn immer weiter hinausgerückt, sie selbst hatte dann zuerst mit ihm gesprochen, sie hatte mit geschickter Hand das Netz der Täuschung gewoben, in das er leichtgläubig hineingegangen war. „Mich kann Niemand von Dir trennen, ich liebe nur Dich, ich bin und bleibe Dein, bis der Tod uns scheidet,“ hatte sie ihm gesagt und geschrieben, und noch die letzte, flüchtige Zeile, die er von ihr erhalten, lautete: „Was Du auch hören magst, vertraue mir und meiner Liebe.“ Und doch? und doch? sprach doch etwas in ihrem Herzen für ihn? Lüge, nackte Lüge konnten doch diese letzten, vor wenigen Tagen geschriebenen Worte nicht sein! dachte sie etwa

so gering von ihm, daß sie glaubte, wohl gar hoffte, er werde Ehre und Selbstachtung so weit vergessen, um das Herz der Frau anzunehmen, die ihre Hand einem Andern um Geld und Gut schenkte? Meinte sie etwa als Hausfreund ihm gastlich ihren Salon öffnen und als Frau nur um so ungehinderter seine Huldigungen empfangen zu dürfen, oder glaubte sie gar, daß er, wider Recht und Gewissen, als schmählicher Betrüger, im Geheimen ein Liebesverhältniß mit der Gattin eines Andern fortspinnen, ihren Liebesschwüren lauschen und glauben würde? Sollten das etwa die Worte bedeuten: was Du auch hören magst, ich bin und bleibe Dein!?? Wie er auch grübeln, wie er sich's auch deuten mochte, das reine Bild der Geliebten, das er in seiner Seele getragen, war verdunkelt und getrübt, das Ideal, daß sie ihm gewesen, war von seiner Höhe herabgerissen — sie war nichts mehr als ein kokettes, schönes Weib, das Zerstreuung für müßige Stunden suchte, wo er sein tiefstes, bestes Selbst hingegeben hatte.

Unter diesen Gedanken war er weiter und weiter gegangen und fand sich endlich am Rande des Waldsees. „O Mutter, arme Mutter," rief er schmerzlich, „nun ist Dein Sohn verlassen und verrathen wie Du! Warum hast Du ihn damals zurückgelassen auf der kalten Erde, wo er keine Heimath hatte, wo er nun einsam, todeseinsam ist wie Du!"

Die Mittagsstunde war herangekommen. Die

schwüle Hitze des Julitages lagerte über der Natur. Kein Windhauch regte sich, die Zweige der Trauerweiden hingen unbeweglich über dem Wasserspiegel, der klar und ruhig, wie ein dunkles, tiefes Auge, herausschaute aus seiner engen Umrahmnng. Jene gewitterschwüle, unheimliche Stille des glutheißen Mittags lag über dem Wasser und über dem Walde, die unwillkürlich auch auf dem Menschen lastet, wie die bange Ahnung herannahenden Uebels, die das Herz beschwert und die Gedanken umdüstert. Hubert athmete tief und schwer; es lag wie ein Alp auf seiner Brust, er strich mit der Hand über die feuchte Stirn, wie um das wilde Chaos der Gedanken zu lichten, das seit Stunden in ihm tobte. Ein müder Vogel streifte langsam, mit tiefem Fluge über das Wasser hin und ließ sich auf der Trauerweide neben Hubert nieder. Die Blätter bewegten sich leise unter der Berührung — dann wieder dieselbe tiefe, schwüle Stille.

Hubert beugte sich weit über das Wasser. Die weißen Wasserrosen schienen ihn zu grüßen und zu winken, es dünkte ihm, als kämen sie ihm näher und näher, als höre er sie flüstern und rufen. Sie lagen da so still, so ruhig, so friedlich, die grünen Blätter und die weißen Blüthen, sie schauten ihn an wie bittende Augen — was wollte er denn Anderes als Stille, Ruhe, Frieden! Er hielt sich an einem der Baumzweige und neigte den Körper weit und weiter über den klaren See. Er sah die seltsam verstrickten,

glatten Stengel der Mummeln und Wasserrosen unter dem Wasserspiegel, die ihn wie Arme dünckten, die sich nach ihm emporreckten, er meinte bis auf den tiefsten Grund schauen zu können, und es war ihm, als höre er die Nixen flüstern und lispeln. Sie erzählten von der kühlen, dunkeln Tiefe, von dem stillen Frieden, wo man ausruhen könne von Hitze und Kampf des Lebens; sie erzählten, wie es sich so sanft ruht in dem feuchten Element, wo die rauhe, kalte Hand des Menschen nicht hinreicht, und wie die Wasserrosen mit ihren Blättern und Blüthen das tiefe Grab zudecken, in dem ein müdes Herz schläft. Er lauschte, und lauschte und lauschte — es klang ihm berauschend und berückend wie Sirenengesang. Die Wasserrossen grüßten immer verlockender; er glaubte das Bild der Mutter zu schauen, wie sie aus der Tiefe des Sees ihm winkte, sich hinauszuretten aus Kampf und Einsamkeit des Lebens, sich hinauszuretten in den tiefen, traumlosen Schlaf, der ihm Frieden dünkte.

Er beugte sich weiter vor, er hielt sich fest an dem schwankenden Zweige und schaute hinein, tief, tief, in die stille Wasserfläche, die ihren ganzen unwiderstehlichen, mächtigen Zauber heute mehr denn je über ihn ausübte. — Da drangen leise, dann immer lauter und lauter Glockentöne durch den stillen Wald an sein Ohr — jetzt war der Augenblick gekommen, jetzt ging sie, die Geliebte, in strahlender Schönheit, mit lächelndem Munde, die Lüge zu besiegeln mit ihrem Worte,

ihre Liebe zu verrathen, sein Herz zu brechen! Immer lauter und voller und kräftiger brauste der Glockenschall, immer süßer flüsterten die Nixen, immer berauschender winkten die Wasserrosen, der Zweig, den Hubert gefaßt hielt, brach — und der kühle See hatte ihn aufgenommen.

Altenhausen prangte heute im Festschmucke, Blumenguirlanden zierten die Thüren, die Treppen und Flure, und Kronen aus Rosen und Levkojen schwebten an grünen Ehrenpforten, Blumen, in Schaalen und Vasen geordnet, durchdufteten die Zimmer, und ein üppiges Gewinde von wildem Wein und Epheu umgab auch von innen die Thüren. Die alten Sophas und Stühle, die hohen Schränke und schweren Tische schienen selbst verwundert dreinzuschauen in das bunte, bewegte Leben, das sich heute in dem alten Hause entfaltete, das jetzt seit einer Reihe von Jahren so still und einsam gewesen war. Von Nah und Fern hatten sich die Glieder der weit verbreiteten Familie derer von Horst eingefunden; der alte Herr hatte gewollt, daß sie alle den Tag feiern helfen sollten, an dem sein Sohn Herr von Altenhausen wurde, das fortan den Grundbesitz und das Stammgut seiner Familie bilden sollte. So einfach und zurückgezogen er auch sonst zu leben liebte, diesen Tag wollte er glänzend, unter den Augen aller Träger seines Namens, aller Freunde aus alten Zeiten

feiern. Auch Felix' Kameraden wollten durch ihre Gegenwart den festlichen Tag verherrlichen, an dem der von ihnen allen gern gesehene, wenn auch etwas beneidete „Glücksjäger", wie sie ihn nannten, den ganz besonders für ihn gefangen gehaltenen kleinen Goldfisch heimführte, dem er, wie sie lachend meinten, wohl als Morgengabe ein Packet unbezahlter Rechnungen überreichen würde.

So hatte sich denn seit gestern ein bewegtes, fröhliches Leben in Altenhausen entfaltet, und Magdalene hatte zwar bleich und müde ausgesehen, aber sie hatte doch in freundlicher Weise die Wirthin gemacht und sich so ganz den Gästen gewidmet, daß Felix kaum ein Wort von ihr zu erhaschen vermocht hatte. Freilich hatte sie all dem Festschmucke keinen Blick geschenkt und ließ sich auch jetzt achtlos zur Trauung schmücken. Auf ihren Wangen wechselten Röthe und Blässe, ihre Hände zitterten, und die Augen leuchteten in seltsamem, fast fieberhaftem Glanze. Trotz dieser sichtbaren Aufregung aber lag eine gewisse muthige Entschlossenheit auf ihrem Gesichte, die wunderbar mit dem bräutlichen Schmucke contrastirte. Sie schien kaum auf die beredten Lobpreisungen des Glückes, das ihr an der Seite eines so liebenswürdigen Mannes als Felix bevorstehe, zu hören, mit denen die beiden Cousinen im zehnten Grade sie überschütteten, während sie Kranz und Schleier in ihrem Haare befestigten. Als endlich das Werk vollendet war, stand sie auf und wandte sich zur

Thür, ohne auch nur einen Blick in den Spiegel geworfen zu haben.

„Laßt nur, Ihr habt's gewiß gut gemacht," sagte sie zu den Cousinen, die sie zurückhalten wollten, und eilte die Treppe hinab.

Felix erwartete sie unten im Vorzimmer. Als er den Arm um sie legen wollte, um nun endlich den ersten Kuß von den Lippen der schönen Braut zu empfangen, der ihm bis dahin noch immer verweigert worden war, trat sie rasch einen Schritt zurück.

„Ich bin noch nicht Deine Frau," sagte sie, mit so kalt zurückweisendem Tone, daß Felix sich auf die Lippen biß und nur mühsam eine gereizte Entgegnung unterdrückte. Als dann das Brautpaar unter die versammelten Gäste trat, war wohl der Freiherr der Einzige, in dessen Zügen sich volle Befriedigung aussprach; meinte er doch sein Ziel erreicht zu haben! Alle Andern fühlten sich beklommen durch die auffällige Kälte des Brautpaares zu einander, durch den eigenthümlichen Ausdruck energischer Entschlossenheit in Magdalenens Zügen. Auf dem Wege zur Kirche saß sie stumm und bleich neben Felix; sie schien nur mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und achtete weder auf den Blumenschmuck am Wege, noch auf die festliche Begrüßung der Dörfler, die sich längs desselben aufgestellt hatten. Sichern Schrittes ging sie vor den Altar und stand mit erhobenem Haupte, ohne bemerkbare Aufregung vor dem Prediger; aber ihre über ihn

hinausblickenden Augen bewiesen, daß sie von seinen Worten nichts vernahm. Erst als er die in die übliche Form gefaßte Frage an sie richtete: ob sie Felix zu ihrem Gatten wolle und ihm Treue gelobe, wandte sie ihm das Auge voll zu, eine hohe Röthe stieg in ihr Gesicht und mit fester, klarer Stimme, die laut durch die Kirche hallte, antwortete sie: „Nein!“

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, als ob Alles sich gelähmt fühle von diesem unerwarteten, erschreckenden Ereignisse, nur Magdalene sagte leise zu Felix: „Du selbst hast diese öffentliche Scene verschuldet. Du wolltest auf meine Versicherungen, daß ich nie die Deine werden könnte, nicht hören, wolltest nicht freiwillig zurücktreten, so blieb mir denn kein anderes Mittel übrig.“

Dann folgte die äußerste Verwirrung unter den Anwesenden. Ein Theil derselben umdrängte das Brautpaar, ein anderer Theil wollte zur Kirche hinaus; der Prediger versuchte, den Freiherrn zu beschwichtigen, der in ausbrechendem Zorne den Ort, an dem er sich befand, vergaß, und Felix ließ sich, halb betäubt von dem eben Erlebten, von seinen hinzugetretenen Freunden von dem Altare fortziehen. Diesen Augenblick allgemeiner Aufregung benutzte Magdalene, um über die Altarstufen hinweg, in die Sakristei zu schlüpfen und von dort das Freie zu suchen. Mit flüchtigen Schritten, als ob sie kaum den Boden berührte, eilte sie über den Kirchhof, den schmalen Fußweg zwischen den hochwallenden

Getreidefeldern entlang, bis sie den Wald erreicht hatte. Zu ihm, zu dem Geliebten wollte sie, sich in seine Arme werfen und ihm sagen: „ich habe mich frei gemacht, jetzt bin ich Dein, jetzt hat alles Bangen und Sehnen ein Ende.“ Sie wollte Hubert nicht einen Augenblick länger in Zweifel und Ungewißheit lassen, er sollte von ihr zuerst und gleich hören, was sie gethan, darum eilte sie zu ihm; dann aber auch hätte sie sich jetzt nicht entschließen können, so schutzlos nach Altenhausen zurückzukehren. Mit dem einen kühnen Schritte war ihre Kraft erschöpft, sie hätte allein nicht dem Sturme zu begegnen vermocht, der über sie hereinzubrechen drohte, darum eilte sie zu Hubert — bei ihm wollte sie erst Ruhe und Sammlung gewinnen nach den Kämpfen und Aufregungen der letzten Zeit, die um so gewaltsamer wirkten, je mehr sie sie jedem Auge verborgen gehalten hatte, und dann wollte sie mit ihm vereint beschließen, was nun zunächst zu thun sei, wie sie sich zu dem Freiherrn zu verhalten hätten. Es war das nicht ein klarer, wohl geordneter Plan in ihr, nur ein wirres Durcheinanderstürmen der Gedanken, die aber alle beherrscht wurden von dem einen Gefühle der heißen Sehnsucht nach dem Geliebten, des Verlangens, in seinen Armen, an seinem Herzen alle die Kämpfe, die Schmerzen und die überwältigende Freude in Thränen zu ergießen. Sie wußte, daß man sie vermissen und sie suchen würde, und wenn man auch wohl zunächst einen anderen, als den von ihr ein-

geschlagenen Weg verfolgte, so trieb es sie doch unaufhaltsam vorwärts; sie meinte innerlich und äußerlich erst Ruhe finden zu können, wenn sie in Hubert's treue Augen gesehen hatte. Sie achtete nicht darauf, wie auf dem schmalen Pfade hier und dort ihr Kleid hängen blieb und zerriß; sie hatte längst schon Kranz und Schleier aus den Haaren genommen, nur Hubert's liebe Hände sollten den Myrtenkranz wieder auf ihre Locken drücken. Aufgeregt, bebend in Angst- und Freude, bemerkte sie erst, daß sie den nächsten Weg nach dem Forsthause verfehlt hatte, als sie plötzlich, bei einer Biegung des Fußsteges, den Waldsee vor sich liegen sah. Sie erkannte, welchen weiten Umweg sie gemacht hatte, der noch weiter wurde durch die Nothwendigkeit, den nicht unbedeutenden See zu umgehen. Da gewahrte sie mit Freuden den kleinen Kahn; mochte er auch morsch und verrottet sein, er trug sie wohl noch hinüber und sie gewann einige Minuten der schon verlornen Zeit. Ohne Zögern löste sie die Kette von dem Baume, stieg in den Kahn und ruderte ihn schnell und gewandt über den glatten Wasserspiegel. Je näher sie dem jenseitigen Ufer kam, um so schwieriger wurde freilich die Arbeit. Die eng ineinander verschlungenen Stengel der Wasserrosen bildeten ein so dichtes Geflecht, daß das Boot sich kaum Bahn zu machen vermochte. Nun noch einige Ruderschläge, dann war das Ufer erreicht, aber die Wasserpflanzen schienen auch immer üppiger zu wuchern. Magdalene bog sich lächelnd über

den Rand des Kahnes, um einen Blick auf das Geflecht zu werfen, das ihr den Weg so versperrte und das so deutlich in dem klaren Wasser zu sehen war, in das die hoch am Himmel stehende Sonne ihre Strahlen tief hineinsandte. Plötzlich wurden ihre Augen starr, sie schienen sich tief in den Grund hineinzubohren, Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht. War es denn nicht ein menschlicher Körper, den sie da fest umschlungen von den Wasserpflanzen entdeckte?! Noch eine letzte Anstrengung, sie hatte das Ufer erreicht, und als sie den Fuß an's Land setzte, fiel ihr Auge auf eine grüne Jägermütze, die am Boden lag. „Hubert!“ schrie sie auf, ein namenloser Schreck krampfte ihr das Herz zusammen, sie lief von Angst gefoltert in den Wald hinein, rufend, suchend, umschauend nach einer helfenden, rettenden Hand. Endlich traf sie auf einen Jägerburschen, der verwundert und erschreckt das junge Mädchen in dem halbzerstörten Brautanzuge betrachtete, das ihn mit so flehenden ängstlichen Blicken ansah. Er vermochte aus ihren wirren, zusammenhanglosen Worten kaum zu errathen, was geschehen war und was sie von ihm wolle, aber er folgte der Voraneilenden und verstand, am Ufer des Sees angelangt, nur zu bald Alles. Hatten sie Alle doch schon längst die beängstigende Schwermuth Hubert's entdeckt und wohl auch ihren Grund geahnt. Er wollte sich Hilfe holen, Magdalene klammerte sich aber an ihn, um ihn nicht fortzulassen — sie meinte, jeder Augenblick sei von

Wichtigkeit — war doch in ihr noch ein leiser Hoffnungsschimmer!

So blieb er denn, und nach unsäglichen Anstrengungen gelang es ihm, mit Hilfe des großen Hundes, der mit ihm war, Hubert's Körper an das Land zu bringen. Magdalene sah in die geöffneten, starren Augen, die sie sonst so zärtlich angeblickt hatten, und mit einem lauten, allen Jammer ihres Herzens ausdrückenden Schrei brach sie über der geliebten Leiche zusammen. Der Jäger versuchte durch Bitten und Zureden sie zu entfernen, aber sie blieb stumm und unbeweglich, als ob sie selbst zur Leiche geworden sei. So entschloß er sich denn, zum Forsthause zu gehen, um dorthin die Trauerbotschaft zu bringen.

Magdalene schien sein Fortgehen nicht zu bemerken, sie hatte den Kopf an Hubert's Brust gedrückt, als ob ihr Athem ihm wieder Leben einhauchen könnte, sie wußte nichts von Dem, was um sie her vorging. All ihr Denken und Empfinden concentrirte sich in dem verzweiflungsvollen Schmerz, bis dann eine wohlthätige Ohnmacht ihre Sinne gefangen nahm.

Als man Magdalene zuerst vermißte, hatte der Freiherr einen Boten nach Waldheim geschickt. Da dieser mit der Kunde zurückkam, daß man dort nichts von ihr wisse, hatten sich Vater und Sohn, von einer Angst erfüllt, die sie sich selbst kaum gestehen mochten, in Begleitung einiger Herren auf den Weg gemacht,

sie zu suchen. Felix hatte zuerst ihr weißes Kleid durch die Bäume schimmern sehen, und als er näherkommend, die Gruppe überschaute, fühlte er sich von der entsetzlichen Ahnung ergriffen, daß es zwei Leichen seien, die er vor seinen Augen sah.

„Magdalene,“ rief er ängstlich, „Magdalene, um Gottes Willen, richte Dich auf.“

„Was thust Du hier, Magdalene, wir suchen Dich seit Stunden,“ erscholl die Stimme des Freiherrn, der nur Felix' Worte gehört hatte, ohne Hubert und Magdalene zu sehen.

Magdalene fuhr empor und sah Felix ängstlich mit wirren Blicken an. Als aber des Freiherrn Hand sie berührte, stieß sie einen wilden Schrei aus, riß sich gewaltsam los und floh, wie von bösen Geistern gejagt, in den Wald und in Frau Renaten's Arme, die in Folge der Schreckenskunde, mit den anderen Bewohnern des Forsthauses, zu der Unglücksstätte kam. Sie klammerte sich ängstlich und verstört an sie und bat sie zitternd, mit gedämpfter Stimme, sie vor den Verfolgern, den Männern, zu schützen, sie müsse ja auf Hubert warten, der kommen werde, ihr den Kranz in's Haar zu drücken, den keine andere Hand berühren solle. Kein Bitten, kein Zureden, kein Befehlen des Freiherrn half, der nicht sehen wollte, was doch Alle außer ihm sahen, daß Magdalenens Geist umnachtet war.

„Lassen Sie sie mir — wenigstens für heute,“ bat Frau Renate, und endlich gab der Freiherr nach.

So kam denn Magdalene mit Hubert zusammen in das stille, friedliche Forsthaus, wie sie es gewünscht und gehofft hatte — und doch wie anders. Er, stumm, bleich und kalt, nichts wissend von dem reichen, schönen Glücke, das sein Haus hatte schmücken sollen, und von dem tiefen Jammer, der jetzt über seine Schwelle zog — sie, mit verdunkeltem Geiste und unter unaufhaltsam strömenden Thränen, die, ihr selbst fast unbewußt, dem gestorbenen Glücke flossen.

Der Winter war dem Sommer gefolgt, und es war wieder Sommer geworden, und Mal auf Mal hatte sich der Kreislauf des Blühens und Verblühens, des Keimens und Wachsens und wieder Sterbens erneuert. Die Geschichte von dem jungen Oberförster in Waldheim und dem schönen Fräulein aus Altenhausen war eine jener alten Geschichten geworden, von denen man nicht mehr spricht, und die höchstens noch in stillen Dämmerstunden in dem Einen oder dem Andern auftauchen. In dem einsamen Forsthause waltete längst ein fröhliches Leben. Der Oberförster, der Hubert im Amte gefolgt war und mit seiner jungen Frau nicht ohne ein gewisses unheimliches Gefühl die Räume betreten hatte, an die sich so traurige Erinnerungen knüpften, hatte längst den leisen Schauer

vergessen, der ihn damals beschlichen hatte. Es blieb auch keine Zeit zu dergleichen Träumereien; die muntere Kinderschaar, die allmälig das Haus gefüllt hatte, und von der die Aeltesten nun schon fast herangewachsen waren, ließ keinen schwermüthigen Gedanken aufkommen; sie füllte das ganze Haus mit Lust und Freude und Sonnenschein. Nur in das kleine Dachstübchen durfte ihr fröhlicher Uebermuth nicht dringen, das die Eltern, damals bei ihrem Einzuge, der armen Kranken überlassen hatten und das sie ihr nicht nehmen mochten, obgleich das Haus jetzt schon für die vielen Menschen recht enge war.

Dort in dem einsamen Dachstübchen saß, Tag ein und Tag aus, eine Greisin mit gutmüthigen Zügen, emsig strickend oder in ihrem Gebetbuche lesend, am Fenster. Ihre Augen bewachten mit dem Ausdrucke liebevollster Sorge eine bleiche Frau mit ernsten dunkelen Augen und den Spuren großer Schönheit in ihrem Gesichte. Sie floh vor Jedermann in die dunkelste Ecke des Zimmers, und nur zu der Alten war sie freundlich und sanft. Aber auch zu ihr sprach sie oft tagelang kein Wort; sie saß, die ineinander geschlungenen Hände im Schoß, die Augen wie in tiefem Sinnen in die Ferne gerichtet, und nur die Myrtentöpfe, die in üppiger Pracht an den Fenstern standen, pflegte sie mit unermüdlicher Sorgfalt. Alljährlich aber, wenn die Myrten blühten, schnitt sie die schönsten Zweige ab, wand sie zum Kranze und sagte mit glück-

lichem Lächeln: „Nun wird er kommen, mich mit dem Kranze zu schmücken.“ Wenn dann die Blüthen welkten und der Kranz auseinanderfiel, dann schüttelte sie traurig den Kopf und flüsterte: „Er ist wieder nicht gekommen, er läßt mich lange, lange warten, aber ich bleibe ihm treu.“

---

lichen Lächeln: „Nun wird er kommen, mich mit dem Kranze zu schmücken.“ Wenn dann die Blüthen welkten und der Kranz auseinanderfiel, dann schüttelte sie traurig den Kopf und flüsterte: „Er ist wieder nicht gekommen, er läßt mich lange, lange warten; aber ich bleibe ihm treu.“

Sommertage.

2. Juli.

Zwei volle Wochen habe ich nun schon dem Staube der Stadt den Rücken gekehrt, mein Freund, und habe Dir noch nicht geschrieben, während ich doch versprach, sofort eine Epistel aus meinem Einsiedlerleben an Dich abzuschicken. Schien es mir doch, als würde ich den Gedanken-Austausch mit dem Freunde nicht entbehren können, als würde mir die Einsamkeit nur wohlthuend sein, wenn ich sie mit ihm theilte. Ich habe sie auch mit Dir getheilt, Bruno, Du bist mit mir gewesen in diesen erquickenden, stillen Tagen, vom Morgen bis zum Abende, und jeder Gedanke, der mir Geist und Herz bewegte, ist gleichsam in Deine Seele hineingedacht gewesen, — aber daß ich es Dir nur gestehe, mir war dies Losgelöstsein von der civilisirten Welt, dieses freie Athmen, unbeengt von den Fesseln der Gesellschaft, die uns unter dem Vorwande, unser Leben mit allerhand Reizen zu schmücken, von Schritt zu Schritt in Sclaverei hält, zu schön, um aus eigener Machtvollkommenheit die Fäden wieder zu knüpfen, die mich an diese Gesellschaft binden. Schon der bloße

Gedanke, Feder und Papier zu nehmen, das ursprüngliche Naturleben, dem ich mich hier hingegeben, durch die civilisirte Kunst des Briefschreibens zu unterbrechen, und ein wohlgefaltetes Blatt Papier in ein kunstgerechtes Couvert zu stecken und mit einer regelrechten Adresse zu versehen, der bloße Gedanke ekelte mich an, ich wollte einmal ganz Naturmensch sein! Aber — da kommt der wohlgebildete Culturmensch des neunzehnten Jahrhunderts, mißt diesen glücklichen Naturmenschen vom Kopf bis zur Fußspitze mit einem prüfenden Blicke, lächelt spöttisch über seine sonderbare Laune, sich einmal in der von ihm, dem Herrn des neunzehnten Jahrhunderts occupirten Welt breitmachen zu wollen, die beiden streiten eine Weile miteinander, wer das Feld behaupten soll und endlich wirft der Culturmensch den Naturmenschen zur Thür hinaus, das ist so ungefähr mein Schicksal! Du lächelst über mich, Bruno, ich sehe es, aber ich spreche die Wahrheit. Höre und urtheile selbst.

Es ist schön hier draußen, wunderbar schön, vor mir breitet sich ein grünes Thal aus, ich wohne auf der Höhe, Wiesen, Felder, Buschwerk wechseln malerisch miteinander ab, und nur hin und wieder sieht man im Gebüsch versteckt eine kleine strohgedeckte Hütte. Das Thal begrenzt ein See mit hellem, schönem Wasser, dahinter erstreckt sich eine dicht bewaldete Hügelkette. Am Morgen liegt ein erfrischender Duft über Wasser und Wald, und es ist mir ein täglich neuer Genuß zu

beobachten, wie die Nebel in leichten Schleiern über den See hinziehen, allmälig verschwinden und dann plötzlich das Wasser in hellem Sonnenlicht erglänzt. Am Abend spiegelt sich der Mond in dem See und zieht lange goldige Streifen hinter sich her. Ich liege auf der Anhöhe hingestreckt, oder sitze unter einigen jungen Kirschbäumen, die vor meiner Hausthür stehen und athme Leben. Hinter dem Hause, wenn Du diesen schmutzig grauen Wänden mit dem Strohdache, den in allen Farben des Regenbogens schillernden Fenstern und den Thüren, die jeden Versuches, sie fest zu schließen, spotten, die Ehre erweisen willst, sie Haus zu nennen; hinter diesem Hause also erstreckt sich die Haide. Die Haide! eine wunderbare tiefe Poesie umfaßt das eine Wort. Wie soll ich sie Dir schildern, die doch keiner begreift in ihrem seltsamen Reize, der sie nicht selbst gesehen hat. Am ersten Tage war sie mir gleichgiltig, am zweiten wurde sie mir interessant, am dritten bewunderte und am vierten liebte ich sie. Du durchwanderst die weite sandige Fläche, auf der nichts als das Haidekraut und hin und wieder ein niederes Wachholdergebüsch gedeiht; sie verläuft wellenförmig und von den größeren Erhebungen erblickst Du das grüne Thal, stellenweise auch den See und die waldigen Höhen dahinter, dann hörst Du ein entferntes eintöniges Rauschen, Du gehst weiter und hörst es deutlicher, lauter; Du erkennst das Anschlagen einzelner Wellen und nun liegt es vor Dir, das große, unermeß-

liche Wasser, das herrliche, ewige Meer. Sie stimmen gut zu einander, die einsame öde Haide und das einsame weite Meer!

Ein steiler Pfad führt hinunter und Du stehst am Strande; Du wirfst Dich auf den Sand, Du läßt Dir Füße und Hände von den Wellen netzen, Du siehst, wie die weißen Schaumberge sich Dir nähern, wie sie sich über einander wälzen und stürzen, wie eine Welle die andere überwältigt, heranstürmt, sie in tödtlicher Umarmung zu erdrücken — auch hier der Kampf um's Dasein! Du wanderst weiter und bewunderst die in seltsam schönen Formen glatt abgespülten Steinblöcke am Strande, oder Du suchst auch wohl wie ein Kind Muscheln und Bernstein in dem feuchten Seetang und freust Dich recht kindisch über jedes Stück, das Du antriffst und das Du sorgsam in die Tasche steckst, obgleich Du keine Spur von Nutzen davon hast und wahrscheinlich bei Deiner Heimkehr vor den Thoren der Hauptstadt diese sorgsam gesammelten Herrlichkeiten zur Wagenthür hinauswerfen wirst. Dieses Du bist nämlich nicht Du, Bruno, mein Freund, der als Culturmensch, hinter dem grünen Tische sitzend, das Recht des neunzehnten Jahrhunderts den Kindern desselben spricht, sondern dieses Du ist der Naturmensch Franz Walden, in den ich Culturmensch Franz Walden mich bisweilen zu verwandeln liebe. Dieser Naturmensch geht denn auch heim in seine Hütte, die übrigens unter den wenigen Häusern des

Dorfes etwa die Stelle einer Villa einnehmen könnte, da sie überhaupt die einzigen für uns gebildete Stadtmenschen allenfalls bewohnbaren Räume enthält und ist zufrieden mit dem sogenannten Zimmer, das kaum mehr als einen Stuhl und einen Tisch beherbergt, während der Koffer die Stelle der Kommode, des Kleiderschranks und im Fall ich es entschieden verlangen sollte, auch des Sophas vertritt. Er ist zufrieden, wenn die barfüßige Tochter des Hauses ihm Mittags und Abends die Speisen bringt, deren Quantität die Qualität zu ersetzen strebt; er ist zufrieden, wenn er sich Nachts auf den Strohsack streckt, und wenn er am Frühmorgen hinauskommt und das zauberhafte Bild, von dem er Nachts geträumt, sich wieder in aller seiner Lieblichkeit vor ihm ausbreitet, dann ist er voll befriedigt.

Dann aber kommt ein entsetzlicher Augenblick, in dem jene holde Fee mit einer braunen Kanne von riesiger Größe erscheint, die einen wunderbar dünnen farblosen Trank enthält, an dem besagte Fee den Namen Kaffee entweiht. Das ist der Augenblick, in dem der Culturmensch den Naturmenschen zur Thür hinauswirft. Dieses Getränk kann ich nicht genießen, ich habe es versucht, ich habe meinen verwöhnten Gaumen zwingen wollen, dieses Zeug wenigstens genießbar zu finden — vergebens! Ich schreie nach Kaffee wie der Hirsch nach den Wasserbächen, aller Zauber der Natur, alles Entzückende des dolce far

niente, alles Los- und Ledigsein des Zwanges der Arbeit und der gesellschaftlichen Lasten wiegt dieses Entbehren nicht auf, ich kann dieses entsetzliche Gebräu meiner Hebe nicht trinken und so habe ich meinen Widerwillen gegen das Briefschreiben überwunden und beschwöre Dich, schaffe mir das nöthige Material, um einen genießbaren Kaffee herzustellen. Du bist ein praktischer Mensch, Du wirst das verstehen und ich will dann versuchen, mir selbst ein wenigstens erträgliches Getränk herzustellen — und dann fehlt zu meinem Glücke hier nichts mehr. Hilf meiner Noth schnell.

Dein Franz.

6. Juli.

Gute Seele, treuer Freund, Du hast meinen Schmerzensschrei verstanden, Du hast es begriffen, was es heißt, den Leben erweckenden Trank entbehren zu müssen oder noch schrecklicher ein widerwärtiges Surrogat dagegen einzutauschen und ich danke es Deiner Freundschaft, daß der heutige Morgen von keinem Mißklange gestört war, daß ich während des Genusses meiner Tasse Mocca, bei dem Dampfe der Cigarre mich voll dem Zauber der Natur und der Einsamkeit hingeben konnte und kein Rückverlangen nach den Genüssen der Hauptstadt mich beschlich.

Im Ernst gesprochen, Bruno, da nun einmal die Correspondenz zwischen uns eröffnet ist, so mag sie auch weiter geführt werden, also im Ernst gesprochen,

es liegt ein seltsamer Reiz in diesem Lossein von alledem, was man sonst Gewohnheit, Comfort und gesellschaftliche Formen nennt und ich segne meinen Einfall, gerade hierher in diesen noch von keinem badelustigen Publikum aufgefundenen, verlassenen Ort zu gehen, anstatt einen jener besuchten Badeorte zu wählen, die das städtische Treiben in verkleinertem Maßstabe wiederbringen. Es ist eine unaussprechliche Wonne, so ganz sich selbst überlassen zu sein, den ganzen Tag umherstreifen zu können nach Herzenslust, es überall schön zu finden und überall sicher zu sein, von keinem Menschen gestört zu werden, keines der langweiligen Alltagsgesichter plötzlich vor sich zu sehen, die mit immer denselben langweiligen Redensarten, die sie Unterhaltung nennen, die Zeit todtschlagen. Du wirst mich nicht wiedererkennen, Bruno, Du wirst glauben, ich sei plötzlich ein menschenscheuer Weltverachter geworden, glaube mir aber, bin ich erst wieder in der Stadt unter dem Einflusse der hauptstädtischen Civilisation, dann bin ich Dein alter wohlbekannter Freund. Das sind die Freiheitsgedanken, die von Zeit zu Zeit den von der Gesellschaft in arger Sklaverei gehaltenen Menschen beschleichen, wenn er einmal die lang gewohnten Ketten, deren Druck er im gewöhnlichen Laufe der Dinge nicht fühlt, abschüttelt.

Vielleicht, daß auch kein Beruf mehr zu dieser zeitweiligen Sehnsucht nach Einsamkeit drängt, als der meine. Der Arzt, der den ganzen Tag an die Men-

schen gebunden ist, den ganzen Tag ihren Klagen über kleine und große, wirkliche und eingebildete Leiden, ein williges Ohr leihen, ihren oft so herzlich langweiligen Mittheilungen über Erlebnisse und Zustände, die sie für unendlich wichtig halten, Stand halten muß, dem ist es vielleicht ein dringenderes Bedürfniß, als irgend wem sonst, einmal ganz sich selbst zu gehören. Hier in dieser herrlichen Einsamkeit der weiten Haide — deren Poesie ich Dir, glaube ich, schon zu schildern versucht, oder am Strande, hinausschauend in das unendliche Wasser oder in den köstlichen Wäldern, die ich bis in ihre pfadlosesten Tiefen durchstreife, hier ergreift mich mächtig der Gedanke der Größe und Unermeßlichkeit alles Daseienden, in dem das kleine Menschenleben mit seinem Fühlen und Denken, das ihm oft so unaussprechlich wichtig scheint, sich verliert wie ein Nichts. Es ist ein schönes, erhebendes Gefühl, so aufzugehen in der Gesammtheit, in dem All; es ist — doch das sind erbärmliche Worte, ich kann es und will es Dir nicht schildern, ich will leben, genießen ohne Reflection, als reiner Naturmensch und ich meine, ich habe noch nie so genossen, als eben jetzt. Der ganze Tag ist ein Genießen, ein Leben, Freiheit- und Wonne-Athmen. Beweis dafür: ich habe noch nichts — sage nichts — gethan, seit ich hier bin. Meine Bücher liegen wohlverpackt im Kasten und noch nicht eines hat das Sonnenlicht erblickt, ich meinte mich wieder einmal in der Literatur etwas umzusehen, was ich seit Jahren

versäumt habe, ich hatte auch eine ganze Menge medizinischer Novitäten mit herausgenommen, dachte ich doch sogar daran, hier eine wissenschaftliche Arbeit vorzunehmen, zu der mir zu Hause meine Praxis wenig Zeit läßt. — Nichts von alle dem! Ich schwelge in der Natur und der Einsamkeit, in der Freiheit einmal alle die Fesseln abstreifen zu dürfen, die uns armen Helden der Civilisation, eine nach der andern von der Gesellschaft aufgelegt werden und es sollte mich nur wundern, wenn diese herrlichen Genüsse nicht durch irgend einen recht widerwärtigen Zwischenfall gestört würden. Ich pflege ein solcher Unglücksmensch zu sein, von Jugend auf hat irgend ein lächerliches Erlebniß meine schönsten Freuden verbittert. Ich könnte ein ganzes Register solcher Erlebnisse anlegen, aber vielleicht gönnt Gott Zufall mir diesen Sommer!

Die Sonne hat sich langsam über den Weg zu mir hingestohlen und glitzert durch das Laub des Kirschbaumes auf dem Papiere.

Drei Kinder von dem, wie ich glaube ganz vollzähligen Dutzend, das meine Wirthe beglückt, stehen in ihrer ganzen ungewaschenen und ungekämmten Herrlichkeit seit mindestens 10 Minuten vor mir und starren erstaunt auf die schnelle Fortbewegung meiner Feder. Ihnen ist das Mysterium des Schreibens noch unenthüllt geblieben, und wird es vielleicht auch für immer bleiben. Nun kommt noch Frau Mama mit dem jüngsten, angeblich um die zudringliche Schaar zurück-

zurufen, ich fürchte aber, sie will diesen jüngsten Sprößling, der heute die ganze Nacht hindurch mit seiner gellenden Stimme meinen Schlaf gestört hat, meinem prüfenden ärztlichen Auge vorstellen. Das darf nicht sein, hier will ich um keinen Preis praktisiren, ich will hier Mensch, ganz Mensch, nicht Arzt sein, Mutter Natur wird diesem jungen Erdensohn helfen. Ich muß fliehen! Lebewohl!

Dein Franz.

8. Juli.

Nun ja! Da haben wir's! Es ist gekommen wie ich dachte. Der tragische, entsetzliche, Schauer erregende Zwischenfall ist eingetreten! Meine Stille, meine Ruhe, meine Einsamkeit, mein Genuß, alles ist vorbei. Vor zwei Stunden packte ich meine Sachen, ich wollte fort, jetzt habe ich sie wieder ausgepackt, aber in Ingrimm, in Wuth, in Empörung, ich hadere mit der ganzen Welt, mit dem Schicksale, mit mir selbst. Bruno, ich bin ein unglücklicher Mensch. Höre und urtheile selbst.

Gestern bemerkte ich einige Reinigungsversuche in der meiner Kammer gegenüberliegenden Stube, einige Unruhe, einiges Umherrücken der wenigen Möbel — mir ahnte noch nichts Böses. Heute früh machte ich einen weiten, schönen Spaziergang; als ich heimkehre, steht ein Wagen vor der Thür, der Eingang ist nur mühsam über bereits abgepackte Kisten und Kasten, Stühle, Tische und andere nützliche Dinge zu gewinnen.

Ich schöpfe Verdacht, frage nach der Wirthin, sie erscheint, ich frage, was hier vor ist und bekomme die schüchterne Antwort, sie habe noch an andere Herrschaften vermiethet. Ich tobe, ich rase, ich bin außer mir, ich will wissen, wer diese Friedensstörer, diese Feinde meiner Ruhe sind, und kann nichts aus der Frau herausbekommen; in meinem Aerger habe ich das Rollen eines zweiten Wagens überhört, plötzlich hält er unmittelbar vor mir und zwei Damen sehen aus den Fenstern. Zwei Damen! denke Dir, wie mir zu Muthe war. Kannst Du es begreifen, was das heißt, zwei Damen, die meine Einsamkeit stören. Ich stürze fort, aber sie haben mich gesehen und ich höre hinter mir ein helles Lachen, natürlich galt das mir. Ein reizender Anfang! Warum müssen diese Unglücksmenschen gerade diesen weltverlassenen Ort wählen, warum können sie nicht nach einem der bequemen, schönen, wohleingerichteten Seebadeorte rundumher gehen! Und warum müssen sie gerade in dieses Haus ziehen? Ja freilich es ist das einzige, das einem Hause ähnlich sieht, in allen andern können hier keine civilisirten Menschen wohnen! und deshalb kann auch ich nicht ausziehen, oder ich muß mein ganzes köstliches Haidedorf mit Wald und Meer aufgeben! Ich bin gebannt an diese zwei Damen, ich muß zwei Schritte von ihnen getrennt wohnen, sie werden nun auch unter den Kirschbäumen sitzen, Morgens, wenn es am schönsten ist, werden auch in den heißen Stunden den Wald auf-

suchen und Abends in der Kühle über die Haide gehen und sich am Strande lagern. Ueberall, wo ich Ruhe und Einsamkeit gefunden habe, werden sie mich aufstören und vertreiben! Auch das noch! Eben erscheint meine blonde Fee mit dem Abendessen: Warum kommen die Damen hier hinaus in dies schlechte Dorf? frage ich sie. Das älteste Fräulein ist krank und soll hier baden, antwortete sie mir. Also zwei Fräulein, noch viel schlimmer und eine Kranke das allerschlimmste. Ich habe bei Todesstrafe verboten, mich noch ferner Herr Doktor zu nennen, aber sie werden es doch ergründen, Frauen erfahren Alles, sie sind neugierig und schlau und dann soll ich sie behandeln. Kann ein nervenkrankes Fräulein — sie ist sicher nervenkrank — es besser wünschen, als daß sie den Arzt im Hause hat, der jeden Pulsschlag kontroliren, dem sie jedes Zucken ihrer Nerven klagen kann, der ja nichts, nichts in der Welt zu thun hat, als sie zu beobachten!! Ich sage ja, ich bin ein Unglücksmensch. Ich bleibe hier doch nicht, ich halte es nicht aus, das weiß ich, aber wohin? Nach Hause? In die Praxis? das kann ich nicht! In einen der besuchten Badeorte in der Nähe? das kann ich auch nicht! Was thue ich? Ich will sehen, wie es geht, aber soll ich sie behandeln, dann entfliehe ich über Nacht, denn bei Tage läßt ein solches nervenkrankes Frauenzimmer den Doktor nicht los. Weine eine Thräne des Mitleids Deinem unglücklichen

Franz.

10. Juli.

Es ist nun heute schon der dritte Tag meiner Leidensgeschichte; der dritte Tag, an dem ich mit der Welt und dem Schicksal grolle. Meine schöne Einsamkeit, wie sie mir gestört ist! Schon das ist mir lästig, daß fortgesetzt die Stimmen fremder Menschen zu mir dringen. Wenn ich Morgens erwache, so tönen sie schon über den kaum drei Schritte breiten Flur zu mir herüber, denn leider stehen diese beiden Fräulein auch früh auf. Ich hoffte doch wenigstens die Morgenstunden für mich allein zu haben — auch das nicht! Sie haben zum Glück beide wohllautende Stimmen — das ist ein Trost, Du weißt, wie empfindlich ich gegen den grellen harten Stimmlaut mancher Frauen bin, und die jüngste hat ein köstliches Lachen, hell und frisch, ein wahrer Jubelton, es könnte mich selbst zum Lachen verführen, wenn ich nicht so verstimmt wäre. Sie ist auch hübsch, diese Jüngste, goldige, ein wenig ins Röthliche schimmernde Locken, blaue, klare Augen, ein frisches fröhliches Gesicht und eine ungewöhnliche Anmuth in der Gestalt und den Bewegungen. Aber auch selbst diese Anmuth erfreut mich nicht, zwingt sie mich doch bisweilen, statt auf den See, den Wald und die Höhen vor mir, auf dieses kleine zierliche Menschenkind zu sehn — und hier wollte ich einmal nur der Natur leben, Menschen sehe ich genug zu Hause, den ganzen lieben Tag, junge und alte, hübsche und häßliche, amüsante und langweilige, die letztere Art freilich vorherrschend. Gestern am Frühmorgen ließen sie sich ein

Zelt vor ihren Fenstern aufschlagen — sie wollen also meine Kirschbäume anscheinend nicht in Besitz nehmen, eine Leinwand trennt sie und mich. Die Kleine tänzelte immer um das allmälig entstehende Holzgerüst herum und erklärte dem damit beschäfigten Arbeiter, daß es eigentlich recht lächerlich wäre, sich solch ein Leinwandhaus zu bauen, der blaue Himmel wäre ein viel schöneres Dach, als diese alte graue Leinwand aber — man müßte sich doch schon immer mit Mauern umgeben, wenn sie nicht von Steinen wären, müßten sie wenigstens von Leinwand sein! Dabei flog ein schneller Blick der blauen Augen nach den Kirschbäumen herüber, unter denen ich saß. — Natürlich muß ich mir nun einen Stuhl heraustragen, ich darf nicht mehr auf dem weichen Grasboden liegen, ich bin in Damengesellschaft! Nicht wahr, Pauline, ruft sie in das geöffnete Fenster hinein, man ist es seinen Mitmenschen schuldig, irgend eine Wand zwischen ihnen und sich selbst zu errichten, man erscheint ihnen sonst zu hassenswürdig? Der Ton klang so herausfordernd, daß mir das Blut ins Gesicht stieg. Die leise weiche Stimme dieser Pauline antwortete etwas, was ich nicht verstand, die Kleine lachte und schüttelte die blonden Locken in den Nacken. Ich sprang auf und lief in meine Kammer, das war sehr unüberlegt, wirst Du sagen, aber wer ist Herr seines Temperaments! Am liebsten hätte ich dieser kleinen vorlauten Prinzeß, die wahrscheinlich gewohnt ist, alle Cavaliere zu ihren

Füßen zu sehen, eine Grobheit gesagt! das wäre freilich noch unüberlegter gewesen. Was geht mich alten verständigen Mann dieses leichtfertige Kind an! Ich ging zur Hinterthür hinaus in den Wald, wie meistens um diese Stunde. Es wurde mir aber zu heiß, die Sonne brannte unerträglich und dabei wehte ein unangenehmer Wind. Ein wahrer Sirocco. Ich kehrte um, es war das Klügere, wenn ich mich unter die Kirschbäume setzte; sollten diese lästigen Miteinwohnerinnen gar noch glauben, sie könnten mich vertreiben, mir den Platz streitig machen? Das fehlte noch! Lieber sitze ich den ganzen Tag unter den Kirschbäumen und rühre mich nicht — wenigstens bis ich diese vornehmen Ladys erzogen habe. Als ich um das Haus herum kam traten beide gerade zur Thür hinaus; die Jüngste trug eine Fußbank und mehrere Kissen, die Aeltere ein Buch und ein Arbeitskörbchen. Sie stimmen in eigenthümlicher Harmonie zu einander, diese beiden, die jugendlich frische graziöse Blondine mit den hellen luftigen Gewändern und die große schlanke Schwester mit den ernsten weichen Zügen, dem blassen ausdrucksvollen Gesichte in einem dunkeln Kleide. Ich grüßte — vielleicht hätte ich es vermeiden können, wenn ich nach rechts hin den See betrachtet hätte — es wäre jedenfalls klüger für die Zukunft gewesen, aber das ist wieder die dumme Höflichkeit des Culturmenschen, der immer zu den unpassendsten Augenblicken, das Uebergewicht über den Naturmenschen gewinnt. Sie erwi-

derten meinen Gruß und traten in das, inzwischen fertig gewordene Zelt. Plötzlich wandte sich Pauline — Du weißt, die Aeltere heißt so, es ist ein hübscher Name, sie müßte Paula genannt werden — wieder um und kommt auf mich zu. „Ich möchte ein für allemal Ihre Verzeihung erbitten,“ sagte sie mit ihrer wohllautenden Stimme, „wenn unsere Gegenwart Sie in irgend welcher Weise stören oder Ihre Freude an der Stille und Einsamkeit, die Sie jedenfalls gesucht, beeinträchtigen sollte. Wir hätten auch lieber ein Haus gewählt, das wir allein bewohnt, — aber Sie geben zu, daß das hier unmöglich war, und gerade dieser einsame Ort ist mir für meine Erholung nach einer langen Krankheit empfohlen. Wir können uns ja wohl das Versprechen geben, uns gegenseitig möglichst wenig zu sehen, es gelingt Ihnen vielleicht, unsere Anwesenheit zu vergessen, von der Sie, wie ich hoffe, wenig belästigt werden sollen.“ Frau Rothe — die Wirthin — oder Lotte meine schöne Hebe, hatten also doch geplaudert, was ich am Morgen ahnte, wurde mir nun zur Gewißheit. Daß auch kein Mensch schweigen kann! Ich ärgerte mich, ärgerte mich um so mehr, als trotz des leisen Spottes, der aus der Wahl von Paulinens Worten heraus klang, ihr Ton mild, freundlich und durchaus höflich war, ja entschuldigend klang, und dabei sahen ihre braunen Augen — ich sagte Dir wohl noch nicht, daß sie wunderbar schöne Augen hat — mich so tief und beinahe herzlich an, daß ich das Dümmste

that, was ein Mensch in meiner Lage irgend thun konnte, das heißt ihre freundliche Anrede mit einer stummen Verbeugung beantwortete. Eigentlich beabsichtigte ich noch etwas zu sagen, ich konnte nur nicht recht den Anfang finden, denn ich wollte höflich sein, und ihr doch zu verstehen geben, daß ich wirklich sehr belästigt von dieser Störung meiner Einsamkeit sei, und also wohl einige Rücksicht zu beanspruchen habe — ehe ich noch dieses rechte Wort fand, hatte sie sich bereits umgewandt und war sammt der kleinen Blonden im Zelte verschwunden. Ich glaube, ich hatte mich blamirt — vielleicht aber war es recht gut so, sie sehen nun gleich, daß mit mir nichts zu machen ist, daß sie mich nicht zu ihrem Ritter haben können, weshalb redete sie mich auch an, es war doch sonderbar, die fremde Dame den Herren, von dem sie unzweifelhaft wußte, daß er nichts mit ihnen zu thun haben will, es wäre noch sonderbarer und ungeeigneter, wenn nicht die freundlichen braunen Augen für ihr gutes Herz sprächen. Ich lief etwas unruhig unter den Kirschbäumen umher, und hätte beinahe die Thorheit begangen an das Zelt heranzutreten und ein Wort der Entschuldigung vorzubringen, da sagte der blonde Wildfang plötzlich mit seiner hellen fröhlichen Stimme so laut, daß ich es hören mußte, während sie das Gespräch bis dahin liese geführt hatten, „Hier wirst Du sicher gesund werden Pauline, schon weil Du hier Deiner guten Natur überlassen bist und nichts von den langweiligen Aerzten

zu fürchten hast. Wie ich diese Aerzte hasse! sie sind eine abscheuliche Menschenrace, so eingebildet, sie meinen, weil sie unsere Körper ein wenig, ein ganz klein wenig kennen und manchmal irgend ein kleines Uebel zu beseitigen versuchen, (sie legte eine besondere Betonung auf das Wort), wir müssen ihnen deshalb auch alle Unliebenswürdigkeit und Unhöflichkeit verzeihen, weil wir sie einmal brauchen könnten.“ Ich hörte ein leises Geräusch, wie ein unterdrücktes Lachen, dann antwortete Paulinens weiche Stimme: „Was würde unser lieber alter Medicinalrath sagen, wenn er Dich hörte, er glaubt bei Dir in großer Gunst zu stehen, und hat auch das Recht dazu, er verwöhnt Dich ja durch so viel Güte und hat mich jetzt so treu behandelt und gesund gemacht.“ „O der Medicinalrath,“ rief die Andere, „der ist auch unser Freund, das ist etwas Anderes, überhaupt, der ist alt und deshalb viel liebenswürdiger, die jungen Aerzte sind mir nur verhaßt, je jünger, um so unangenehmer.“ Nun lachte sie unverhohlen hell und laut, und auch Pauline stimmte mit einem leisen Lachen ein. Also auch das hat Lotte geplaudert. Ich sage ja, die Weiber können nicht schweigen. Ich bin sehr verstimmt und glaube, ich thue am besten, wenn ich diesen Brief gar nicht abschicke. Mir war es Bedürfniß mich auszusprechen, Dir aber nützt diese Epistel nichts, — also mag sie in meiner Mappe liegen bleiben. —

Den 13. Juli.

Du lachst über mich Bruno, hältst mich für einen

närrischen Kauz, begreifst meine Empörung über diese weiblichen Eindringlinge nicht genug. Dein Brief ist eine Art von Strafpredigt für mich. Ich sage Dir mein Freund, Du kannst das nicht beurtheilen, für Dich, der Du den Tag über am Schreibpulte sitzest, ist es eine Erheiterung, eine angenehme Abwechselung, einmal mit andern Menschen, auch wenn sie dem weiblichen Geschlechte angehören, eine Erholungszeit zu verleben. Ich aber, der ich durch meinen Beruf an die verschiedensten Arten dieser Gattung gekettet bin, ich brauche zu meiner Erholung Stille und Einsamkeit. Du als rechtsprechende Gottheit hast Erlaubniß, den Menschenkindern, mit denen Du etwa zu thun hast, mit gehöriger Grobheit zu begegnen, und falls Du dazu Lust hast, sie zur Thür hinauszuwerfen, Dir ist es also eine angenehme Abwechselung, auch einmal den höflichen Mann herauszukehren, ich muß von Morgen bis zum Abend mit der höflichsten und aufmerksamsten Miene von der Welt das langweiligste Zeug anhören, das mir von meinen Patienten aufgetischt wird, — denn wie viel interessante Fälle giebt es denn — unsere meisten Kranken sind herzlich langweilig. Ich werde nun doch meinen, neulich zurückgelassenen Brief an Dich abschicken, Du sollst sehen, daß ich nicht unrecht hatte, viel Unangenehmes von diesen beiden Damen zu erwarten. Uebrigens zum Beweise, daß ich gerecht in meinem Urtheile bin — einen hohen Grad von Bildung besitzen sie. Allabendlich dampft der Samowar

in ihrem Zelte und sie trinken einen Thee, dessen Aroma nichts zu wünschen übrig läßt. Das ist ein untrügliches Zeichen der Bildung. Nur gebildete Leute trinken regelmäßig ihren Thee und noch mehr, nur gebildete verstehen ihn gut zu bereiten. Die kleine graziöse Lucy macht das ganz allerliebst, und es ist ein Vergnügeu, ihre zierlichen Bewegungen dabei zu sehen. Aber auch das Vergnügen ist wieder ein sehr zweifelhaftes für mich, denn es verleitet mich nun, diese im Grunde doch völlig gleichgiltige Theebereitung zu beobachten, während ich lieber die herrliche Natur genießen sollte, die mir nur noch wenige Wochen zu Gebote steht. Theetische giebt es genug in der Welt, freilich sind sie nicht alle gleich! Uebrigens stehen wir ganz auf dem von mir gewünschten Fuß — wir sehen uns entschieden gar nicht, wenn wir uns auch unmittelbar nebeneinander befinden. Fräulein Lucy wendet mit gründlicher Verachtung ihren blonden Kopf nach der entgegengesetzten Seite, wenn sie an mir vorüberstreift, Pauline weiß das in ihrer zarten, milden Weise weniger auffallend einzurichten, aber man merkt die Absicht und man ist verstimmt. Ein sehr unpassend angewendetes Citat, wie Du zugeben mußt, es kam mir so in die Feder, ich sage ja, diese Zeit hier bringt mich aus dem Gleichgewichte. Verstimmt bin ich freilich gründlich, insofern past das Wort vortrefflich. Ich will mich um diese beiden Frauenzimmer nicht weiter kümmern, was gehen sie mich an, das sage ich mir jeden Tag

unzählige Male, aber sie gehören eben zu diesen lästigen unangenehmen Menschen, die man nicht übersehen und vergessen kann. Sie drängen sich Einem mit ihrer Gegenwart immer auf, man bleibt sich ihrer immer bewußt, wenn man sie auch nicht sieht und hört.

O mein Sommer, meine goldene Freiheit! es ist nichtswürdig! Gestern lasen sie zusammen Byron'sche Verse. Zuerst las Lucy, ich mußte unwillkürlich auf die frische wohllautende Stimme mit dem selten angenehmen Klange lauschen. „Weißt Du Pauline," unterbrach sie sich auf einmal, „daß ich Byron nicht verstehe! Das Leben ist so schön, so leicht, so fröhlich, ich habe keine Sympathien für solches tiefes Mißfallen, ja ich möchte fast sagen, solche Verachtung der Welt und des Lebens. Ich kann es begreifen, daß man über einen Verlust, über einen Schmerz trauern und weinen kann, aber darum bleibt das Leben an sich doch immer schön. Ich lebe so gern!"

Solches offene Bekenntniß ist alle dem gemachten Ueberdruß, dem zur Schau getragenen Weltschmerz der heutigen Zeit gegenüber so recht erquicklich und schön. Ich glaube wohl, daß diese frische Knospe noch nicht jene Weltverachtung kennt, die den gereiften Menschen oft mit schmerzlicher Gewalt ergreift, was weiß sie von getäuschten Hoffnungen, von unbefriedigtem Streben, von vergeblichem Ringen, von unerfüllten Erwartungen, von dem ganzen rastlosen, ermüdenden Kampfe

ums Dasein! Diese hellen fröhlichen Augen haben wohl noch nie geweint, dieser kleine Mund hat nur gelacht und harmlos glücklich geplaudert! „Ich kann mir's denken," entgegnete Pauline, „ich will auch deinen fröhlichen Sinn nicht mit den düstern Bildern meines Byron beschweren, wir wollen etwas Anderes gemeinschaftlich lesen, das auch Dir mehr zusagt, Lucy. Byron bleibt dann meine Gesellschaft wenn Du den täglichen Spaziergang machst, auf den ich jetzt ernstlich zu dringen anfangen werde. Nur den Giaur wollen wir noch beenden. Gieb, ich will lesen." Und nun begann Pauline zu lesen mit einem Verständniß und einer so tiefen klangvollen Stimme, die so gut zu den schönen schmerzzerrissenen Versen paßte, daß ich zuhören mußte und darüber meinen Gang in den Wald versäumte. Es war wieder ein Grund zu doppelter Mißstimmung. Erstens war der schöne grüne Wald mehr werth, als die Byron'schen Verse, die ich jeden Tag lesen kann und zweitens hätte ich auf eine Lektüre und eine Unterhaltung nicht lauschen dürfen, die jedenfalls nicht für mein Ohr bestimmt waren. Warum bringen sie sich auch in Gemeinschaft mit einem alten Junggesellen, der die Einsamkeit sucht. Ihnen ganz recht. Nun aber sei es genug für heute, Du armer Freund kannst Dich sonst durch alle die Bogen langweiliger Klagelieder nicht hindurchlesen. Lebe wohl!

Dein Franz.

15. Juli.

Heute giebt es einen Regentag, der erste, den ich hier erlebe. Schon in der Nacht weckte mich das Rauschen des Regens und heute Morgen starrte mich durch die trüben Fensterscheiben ein gleichmäßig grauer, schwer niederhängender Himmel an. Ich ging dessen ungeachtet zum Bade. Wie öde und unschön lag die Haide in Nebel gehüllt vor mir, sie schien mir heute aller Poesie beraubt und ich bekam den Weg zum Meere kaum zu Ende. Aber auch das alte ewige Meer kann recht langweilig sein — es theilt das Geschick mit allem Geschaffenen. Es lag so farblos, so grau und still da, von Wellen keine Spur; kaum, daß sich am Strande ein kleines Schaumgekräusel regte. Ich konnte mich nicht entschließen, in dieses widerwärtige Wasser hineinzutauchen, ich empfand einen wahren Abscheu vor dieser unabsehbar weiten eintönigen Wassermasse und kehrte wieder um, wollte die Haide vermeiden, die mir heute gar zu unerträglich erschienen war, schlug einen andern Weg ein, verfehlte den richtigen und kam nach einer mehr als stündlichen Wanderung so naß nach Hause, daß ich mich vom Kopf bis zur Zehe umkleiden mußte. Für solche Regentage ist mein Zimmer hier nicht eingerichtet; es ist entsetzlich ungemüthlich und ich weiß nicht, was beginnen. Ich wollte mich an meine Bücher machen, die bis jetzt noch so ungenutzt gelegen haben. Ich nahm zuerst verschiedene wissenschaftliche Sachen vor, auf die ich mich recht ge-

freut hatte, aber weiß der Teufel, es ist ein Unglück, wenn man von dem Wetter so beeinflußt wird, wie ich und immer auf den wie mit einem grauen Tuche bespannten Himmel sehen, auf den gleichmäßig rauschenden Regen hören, immer beobachten muß, ob endlich einmal der See und die gegenüberliegenden Höhen aus dem Nebel wieder auftauchen werden und darüber zu keinem vernünftigen Nachdenken kommt. Ich konnte meine Aufmerksamkeit nicht auf das Buch richten und versuchte es nun mit meinem Goethe, der doch sonst nie seine Wirkung auf mich verfehlt, mag er es mir verzeihen, daß mir auch die Wahlverwandtschaften nicht gefallen wollten und ich mit Ottilie und Charlotte haderte, wie mit der ganzen Welt. Ich blätterte darin herum, um irgend eine der Stellen zu finden, die mich sonst vor Allem gefesselt hatten — es glückte nicht und ich warf das Buch fort. Ich versuchte es noch mit einer Blüthe der neueren Literatur — aber wie duft- und farblos erschien sie schon nach den ersten fünf Seiten — ich schlug noch wie in meinen Knabenjahren das Ende auf, vielleicht daß mir der Schluß auf die Entwickelung bis zu diesem interessanten Finale Appetit machte, — „er gestand ihr seine Liebe — sie schlug schüchtern das Auge nieder und wandte sich ab — er stürzte zu ihren Füßen — sie sah ihn wieder an — und“ in den Armen lagen sich beide und weinten vor Schmerz und vor Freude!“ So ungefähr war die ungeheuer neue und ungeheuer

interessante Situation. So schütte ich Dir nun in der Verzweiflung mein Herz über diesen bleigrauen Tag aus, obgleich ich mir eigentlich vorgenommen hatte, Dir gar nicht mehr von hier zu schreiben, vielleicht geht auch der Brief nicht ab, es ist nur so eine Beschäftigung, das Schreiben an Dich. Ich wünschte zu wissen, was die beiden Damen mit dem heutigen bösen Tage machen, und gestehe Dir meine Neugier, daß ich einmal vor die Hausthür trat, angeblich um das Wetter zu beobachten, als ich Lotte in das Zimmer gehen hörte, nur um durch die geöffnete Thür zu sehen, was die Beiden thäten. Solche höchst geistvolle und interessante Regungen erweckt ein Regentag in solchem einsamen Stranddorfe. Regen ist hier entschieden polizeiwidrig, den kann ein kultivirter Mensch in dieser Umgebung nicht ertragen! Also durch besagte Thürspalte entdeckte ich, daß Lucy las und Pauline über eine Handarbeit gebeugt saß, wobei mir zum ersten Mal auffiel, daß Pauline wirklich herrliches kastanienbraunes Haar hat, es ist merkwürdig, was diese beiden Schwestern gerade in dem Gegensatze für eine Harmonie bilden, die röthlich blonden krausen Locken Lucy's und Paulinens weiche braune Flechten, wie gut sie zu einander stimmen! Als Lotte herauskam, hörte ich beide fröhlich lachen, es schien also, als ob der Regen sie gar nicht verstimmte. Frauen haben durch ihre Handarbeit immer eine gute Beschäftigung, mir ist heute selbst eine Cigarre zur Last, denn sie füllt die enge

niedrige Stube mit einem unerträglichen Dampfe. Der Regen hat aufgehört, ein leichter Wind hat sich erhoben, die langweilige Regendecke theilt sich und einige bläuliche Stellen zeigen sich am Himmel. Ich will hinaus aus dieser bedrückenden Atmosphäre, um etwas Luft zu schöpfen.

16. Juli.

Nun da haben wir's! Dachte ich es doch! Auch das noch, ich muß praktisiren und zwar bei ihnen, bei meinen Damen! Laß Dir erzählen. Also: ich laufe hinaus, so recht plan- und gedankenlos, über die Haide, die wieder viel schöner, als am Morgen aussah. Das Wachholder- und Erlengebüsch troff noch vom Regen, aber die ganze Natur schien so erquickt und frisch, der kurze Graswuchs, der an einzelnen Stellen die Haide bedeckt, war ordentlich grüner geworden, durch den wohlthuenden Regen nach der langen Dürre. Das Gewölk hatte sich allmählig verzogen, nur einzelne schöne Wolkenbildungen standen noch am Horizonte und die Sonne leuchtete in wunderbarer Pracht über dem dunkelblauen Meere. Ich war in eine ganz poetische Stimmung versetzt, und hatte all die Verstimmung der letzten Tage vergessen. Ich ließ einmal wieder voll und ganz den Zauber der Natur — dieser Natur in ihrer erhabenen Einfachheit und Größe auf mich wirken und dachte nicht daran, daß es blaue Kleider und blonde Locken in der Welt gäbe, die mir die Laune verderben könnten. Ich war hinuntergegangen

und ein gutes Stück längs dem Strande gelaufen und biege nun in eine der grünen Schluchten ein, um wieder auf die Haide zu gelangen. Weiß der Teufel warum ich gerade diesen Weg einschlug! Es war eine Tücke des Schicksals, es giebt so viele andere Wege, so viele Schluchten, die schöner sind, als gerade diese, warum mußte mich mein Unstern hierher führen!!

Ich gehe schnell darauf los, da, als sich der Weg ein wenig biegt, leuchtet plötzlich Lucys hellblaues Kleid durch ein Erlengebüsch. Meine kaum wiedergewonnene gute Laune ist dahin, auch hier muß meine schöne Einsamkeit gestört werden! Ich reiße die Mütze vom Kopfe, wahrhaftig ohne hinzusehn, und ich glaube mit einer sehr ingrimmigen Geberde, da streckt sich mir eine kleine Hand entgegen und ich höre die halb bittend, halb ärgerlich mir zugerufenen Worte: „Helfen Sie mir, ich kann nicht weiter." Ich bleibe stehen und ich glaube, ich habe wider meinen Willen gelacht, denn der Ausdruck des ganzen Gesichts des kleinen Geschöpfs war urkomisch. Die sonst so übermüthig aufgeworfenen Lippen hatten sich schmerzlich verzogen, und die Augen wollten mich herausfordernd ansehen, aber es glückte nicht recht, denn sie schimmerten ganz feucht, ich glaube, sie hatte geweint, aber gewiß nur aus Aerger, denn über einen so unbedeutenden Unfall weint sie sicher nicht. „Ich sprang hier von dem kleinen Hügel herunter," fuhr sie fort, „und habe mir den Fuß vertreten, ich glaube, er ist geschwollen, genug, ich kann allein

hier nicht hinauf. Ich sitze nun schon über eine Stunde und warte auf einen Menschen, der mir hilft, meine Schwester ist sicher in Angst um mich, ich lasse sie nie so lange allein.“ Ich half ihr auf, reichte ihr den Arm, gebot ihr, sich ohne Rücksicht auf mich zu stützen, aber wir kamen keinen Schritt vorwärts. Ich mußte sie um die Taille fassen und sie so den ziemlich steilen und unebenen Weg halb hinauftragen. Selbst bei der geringsten Anstrengung, die ich ihr zumuthete, hatte sie sichtlich starke Schmerzen. Ich war innerlich ergrimmt über die ganze Geschichte, die mir wieder den schönen Spaziergang verdarb, ich sah mit verzweifelter Deutlichkeit alle Folgen dieses höchst angenehmen Ereignisses, das mich nun erbarmungslos den beiden Damen überlieferte. Wozu hatte ich mich Tage lang gegen mein Schicksal gesträubt, wozu hatte ich alle angeborne und ancivilisirte Höflichkeit versäumt, wozu mich ihnen als einen ganz ungenießbaren Gesellen gezeigt, wozu dadurch meine Praxis aufs Spiel gesetzt, denn mußte nicht fortan jede Dame sich schämen, einen solchen Menschen zu ihrem Arzte zu machen! — Was würde aus unserer Praxis werden, wenn uns die Damen nicht mehr brauchten, wir müßten verhungern!! — also wozu, wozu! das Alles??? Drei Fragezeichen sind noch lange nicht genug, um diese Fragen, die ich stumm zum Himmel schleuderte, fragwürdig genug zu machen! Niemand entgeht seinem Schicksal, jetzt mußte ich diese Zerstörerinnen meiner bescheidenen Sommerfrische

grüßen, mit ihnen sprechen, wahrscheinlich ihnen meinen Platz vor der Thür einräumen, der unzweifelhaft der beste ist, — sie, was schlimmer als alles Uebrige ist — behandeln!!! „Wer hat Ihnen denn geheißen, unmittelbar nach dem Regen auf diesen schlüpfrigen Wegen zu gehen, noch dazu von einem Hügel mitten in den Wachholder hineinzuspringen. Sie hätten wahrhaftig klüger gethan, bei diesem Wetter zu Hause zu bleiben!" sagte ich. Es war das allerdings nicht sehr höflich, aber in meiner augenblicklichen Stimmung sehr natürlich und dem Arztc wohl auch als vernünftige, freilich zu spät kommende Bemerkung erlaubt. Dic junge Dame muß aber wohl an keinerlei Einwendungen gegen ihr Thun gewöhnt sein, sie wurde dunkelroth und warf den Kopf recht übermüthig in den Nacken. „Geheißen hat es mir allerdings Niemand," entgegnete sie sehr von oben herab, „ich pflege selbst über Das zu entscheiden, was ich thun will und bin Gottlob nicht so zimperlich, etwas Nässe und schlüpfrige Wege zu scheuen; dieses so sehr zum Zuhausebleiben nöthigende Wetter hat übrigens auch noch andere Menschen mit sonderbarem Geschmack, als mich, herausgelockt," fügte sie mit einem spöttischen Seitenblick auf mich hinzu. „Da ich vermuthen muß, daß Sie mich unter diese andern Menschen zu verstehen die Güte haben, mein Fräulein," entgegnete ich, „so muß ich bemerken, daß Weg und Wetter für einen Mann sehr passend sein können, wenn cuch eine junge Dame sie zu vermeiden

hat.“ „Und ich muß bemerken,“ sagte sie sehr gereizt, „daß ich Naturgenuß und Freude an dem Schönen ganz und gar nicht mit dem Geschlecht oder dem Alter der Menschen im Zusammenhang finde — nein ganz und gar nicht. Ich hätte Sie auch ganz gewiß nicht bemüht, wenn irgend welche Aussicht gewesen wäre, daß einer unserer Fischerleute hier vorüber gekommen wäre, von denen ich mir viel lieber hätte helfen lassen. Ich würde mir selbst nichts daraus machen, die Nacht hier auf der Haide zuzubringen, ich würde das sogar sehr schön, ja ganz köstlich gefunden haben, ich denke nur an meine arme Schwester, die sich wahrscheinlich jetzt schon um mich ängstigt. Uebrigens sind wir ja nun oben, und ich danke Ihnen für Ihren unfreiwilligen Beistand.“ Sie hatte sich mit einer raschen Wendung von mir losgemacht, aber es war nicht daran zu denken, daß sie auf dem ungleichen Wege durch hohes Haidekraut und tiefen Sand auch nur zwei Schritte allein machen konnte. So legte ich denn auch stillschweigend ihren Arm in den meinen und führte sie, ohne ihre letzte Rede zu beantworten, so vorsichtig als möglich nach Hause. Ich muß um der Wahrheit willen gestehen, daß mir die Selbstüberwindung des kleinen Dinges gefiel, mit der sie, trotzdem sie starke Schmerzen haben mußte, doch ruhig weiter ging, ohne einen Klagelaut auszustoßen, ja fast ohne die Miene zu verziehen. Schwester Pauline war, da es mittlerweile spät und dunkel geworden, in großer

Sorge gewesen und empfing sie mit allen Zeichen zärtlichster Liebe und Angst, die eben so innig erwidert wurden. Obgleich Lucy sehr energisch erklärte, meine Hülfe nicht zu bedürfen, und versicherte, genau zu wissen, was sie bei einer so unbedeutenden Sache zu thun habe, so machte ich denn doch, von Pauline unterstützt, mein Recht als Arzt geltend. Der Fuß war stark geschwollen und ich verordnete kalte Umschläge, die Pauline schnell und gewandt besorgte. Als ich eben gehen wollte, sagte sie mir einige Dankesworte für meinen doppelten Beistand und forderte mich auf „noch eine Tasse Thee bei ihnen zu trinken, um mich etwas zu erfrischen, nachdem ich mich so lange für sie bemüht“ fügte sie freundlich hinzu. Sie sagte Alles in solcher einfachen herzlichen Weise, der Samovar dampfte schon so einladend auf dem hübsch arrangirten Theetische, es sah überhaupt in diesem kleinen Zimmer so viel behaglicher als in meiner Kammer aus, daß ich — lache mich nicht aus — fast Lust hatte, der Einladung zu folgen. Ich sah zu Lucy hinüber, sie hatte sich in den Lehnstuhl zurückgelegt, den Kopf von mir abgewandt und sagte kein Wort zur freundlichen Aufforderung der Schwester. „Ich denke, Fräulein Lucy wird müde sein und der Ruhe bedürfen, so will ich mich für heute zurückziehen,“ entgegnete ich also, dumm genug, wie Du zugeben wirst; dieses für heute entschlüpfte mir, ich weiß nicht wie, denn mein fernerer Besuch war ganz überflüssig, ich hatte meine Anord-

nungen getroffen und war völlig sicher, daß der Fuß in wenig Tagen gesund sein wird. Ich zeichne mich in meinem Benehmen zu diesen beiden Damen durch eine glänzende Unbesonnenheit aus! Ich hätte mir selbst gern ein Paar Maulschellen gegeben, da das aber nicht anging — und im Uebrigen auch wenig genützt hätte, so machte ich eine sehr förmliche Verbeugung, die von Lucy auf die übermüthigste Weise mit einem leichten Kopfnicken erwidert wurde und ging. Heute früh, als meine holde Zofe mir das Kaffeegeräth brachte, theilte sie mir die angenehme Nachricht mit, daß das jüngste Fräulein mich sehr bitten lasse, hinüber zu kommen, da das älteste Fräulein krank sei und sie sich sehr ängstige. Ich wußte es ja, ist man einmal in den Netzen dieser Frauenzimmer gefangen, dann giebt es kein Entkommen mehr. Was kann ihnen Angenehmeres begegnen, als einen Arzt unmittelbar neben sich, zu ihrer alleinigen Verfügung zu haben, der muß ausgenutzt werden! S'ist natürlich gar nichts. Pauline hat sich gestern geängstigt, die Nacht schlecht geschlafen und angegriffen, wie sie noch ist, hat sie heute Kopfschmerzen und fiebert ein wenig! Es ist wirklich lächerlich, darum noch einen Arzt zu bemühen, aber freilich wozu ist solch ein Mann denn da, als um von aller Welt gepeinigt und nutzlos belästigt zu werden. Das ist ja sein Beruf, sich das mit der liebenswürdigsten Manier gefallen zu lassen und diese angenehme Beschäftigung seiner geehrten Patienten höchst wichtig und interessant

zu finden! Aber ich war doch schadenfroh genug, mich zu freuen, daß die kleine Lucy sich jetzt herablassen mußte, meine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Sie machte ein ganz demüthiges Gesicht und die großen Augen sahen mich so ängstlich und bittend an, als ob ich der liebe Herrgott selber sei. Sie hielt offenbar Paulinens Zustand für sehr bedenklich. „Um meinetwillen hätte ich Sie sicher nicht wieder bemüht, aber die Sorge für meine noch sehr angegriffene Schwester zwingt mich, mein persönliches Widerstreben zu unterdrücken," sagte sie zwar als liebenswürdige Begrüßung, aber der spitze Ton klang sehr gezwungen, die kleine Komödie wollte nicht recht glücken, und als ich fortging und versprach, daß nach einigen Stunden der Ruhe die ganze große Krankheit gehoben sein würde, reichte sie mir dankbar die Hand und sah mich sehr freundlich dabei an. Mein Kaffee war über diesem wichtigen Krankenbesuche kalt geworden und ich begann, an Dich zu schreiben, um bei dieser Beschäftigung das verspätete und verdorbene Frühstück genießbarer zu finden. Das ist mir nun freilich nicht gelungen und ich habe nur nebenher ein höchst interessantes Schriftstück verfaßt, daß Dich wahrscheinlich recht erheitern wird. Aber Du glücklicher Mensch brauchst das ja nicht, Du bist nie verstimmt. Ich schließe jetzt, ich muß hinübergehen und zusehen, wie es Paulinen geht und ob Lucy die kalten Umschläge um ihren Fuß fortsetzt. Ich glaube wahrhaftig, sie vergißt das in der Angst um die Schwester. Es

ist ein reizender Aufenthalt hier. Wage es nur solch ein unglücklicher Doktor einmal Mensch sein zu wollen! Unmöglich, es geht nicht an! ich schwöre für meine Lebenszeit alle Erholungsreisen ab, wenn ich nicht wenigstens bis in das Innere Afrikas gehen kann, aber ich glaube, auch da würden mir die Leute den Arzt ansehn und zu meinem Vergnügen sich irgend eine Krankheit ersinnen, wenn sie auch sonst gesund sind, wie die Fische im Wasser. Lebe wohl und bedaure

Deinen Franz.

20. Juli.

Schon gestern, eigentlich schon vorgestern, wollte ich Dir schreiben und Dir sagen, wie ich mich gefreut habe, daß Du endlich ein Einsehen gewonnen, Dich endlich überzeugt hast, daß diese unglücklichen beiden Damen — die ich Dir übrigens um mein von Dir gerügtes Versehen gut zu machen, das wahrscheinlich seinen Grund in meiner mehrwöchentlichen Entfernung von der Stätte der Civilisation hat, jetzt in aller Form als Fräulein P. und L. Goden, Töchter des verstorbenen Bauraths Goden und seiner ebenfalls verstorben Frau, geb. So und So, vorstelle — daß also besagte Fräulein Goden wirklich die Freuden meines hiesigen Aufenthalts wesentlich beeinträchtigen. — Pauline war natürlich von ihrer „schweren Krankheit“ schon an demselben Nachmittage wieder hergestellt, Lucy hatte aber noch tausend Bedenken und Fragen, und ich mußte die ganze Krankheitsgeschichte Paulinens von ihr

mit anhören. Sehr erbaulich! Es war aber rührend, mit welcher Liebe und zärtlichen Sorge sie die Schwester beobachtet, und ihr jedes kleine Leiden angesehen hatte, über das sie gar nicht geklagt, denn Pauline klagt überhaupt nicht. Dafür haben wir Aerzte ein scharfes Auge. Sie müssen sich sehr lieben, diese beiden Schwestern und ein ganz idyllisches Leben mit einander führen. In der Stadt wohnt noch eine alte Tante mit ihnen zusammen, die sie sehr werth halten, ohne daß sie indeß ihr geistiges vollständiges Ineinanderleben zu theilen scheint. Sie haben die Mutter früh verloren so daß Pauline die jüngere Schwester, obgleich selbst noch ein Kind, doch eigentlich erzogen hat. Der Vater ist erst vor wenigen Jahren gestorben und scheint beide Töchter nicht nur sehr geliebt, sondern auch in innigen geistigen Verkehr mit ihnen gestanden zu haben, sie sprechen beide mit einer Art anbetender Verehrung von ihm. Ich habe diese Daten bei unserm gemeinschaftlichen Thee eingesammelt, zu dem ich am nächsten Abende — diesmal von beiden Schwestern — wiederum eingeladen wurde. Sie forderten mich so einfach und herzlich auf und die kleine Lucy sah mich so demüthig an, ihr fiel wahrscheinlich ihre Unfreundlichkeit vom vorigen Abende ein — daß es ungebildet von mir gewesen wäre, die Einladung abzulehnen. Und ich sage Dir, der Thee war vortrefflich. Er könnte mich mit dieser lästigen Nachbarschaft fast versöhnen; Du weißt, daß ich danach, ob Menschen Thee trinken und

welchen sie trinken, ihre Bildung, ihre Feinfühligkeit beurtheile und mich darin selten oder nie getäuscht habe. Der Thee ist das Getränk der vorgezogenen Geister. Und ihr Thee ist gut — exquisit! ich ließ ein Wort darüber fallen, das freilich wie eine fade Schmeichelei klang, so daß ich sofort, nachdem ich es ausgesprochen, am liebsten irgend eine Grobheit hinzugefügt hätte, wenn mir nur in dem Augenblicke eine eingefallen wäre. Das veranlaßte Pauline, mir zu erwidern, es würde ihnen recht sein, wenn ich, so oft ich Abends Verlangen nach einer Tasse Thee trüge, sie bei ihnen trinken wollte. Es war in der That sehr freundlich von ihr und Lucy begleitete ihre Worte mit einem so zustimmenden Lächeln und Kopfnicken, das ich glaube, es war ernst gemeint, nicht nur eine höfliche Redensart. Lucy lächelt so hübsch, daß, wenn ich ein Maler wäre — — ich glaube, ich fange an zu schwärmen, eine sehr passende Beschäftigung für einen Menschen meines Alters und meines Berufs! Ich warne Dich, suche Dir nie einen einsamen Sommeraufenthalt, das bringt den ganzen Menschen aus dem Gleichgewichte und sein Gehirn brütet allerlei tollen Unsinn aus!! Mir war die Sache lästig, die ich durch eine unbesonnene Aeußerung hervorgerufen hatte, aber was sollte ich machen, es wäre zu unhöflich, geradezu ungebildet gewesen, wenn ich am nächsten Abende nicht gekommen wäre, mich wohl gar in ihrer unmittelbaren Nähe unter die Kirschbäume gesetzt hätte — genug, ich trank gestern und vorgestern

wieder den Thee bei ihnen. Was blieb mir nun übrig — ihre Freundlichkeit bedurfte doch einer Erwiderung, ich selbst hatte Paulinen gerathen, kleine Spaziergänge zu versuchen, die sie dann allmälig weiter ausdehnen soll, es ist das zur Hebung ihrer Kräfte durchaus nothwendig. Lucys Fuß gestattete ihr noch nicht, die Schwester zu begleiten, so mußte ich mich denn zu ihrem Führer aufschwingen. Ein reizender Gedanke. Dazu mußte ich das einsame Fischerdorf aufsuchen, um mich zum Ritter einer Dame zu machen! Wir gingen ein Stück in den Wald hinein. Ein köstlicher Wald! Uralte, kerzengerade in die Höhe steigende Stämme, prächtig gewachsene Eichen, Linden, Buchen, dazwischen die graziösen Birken und dann hin und wieder eine ernste dunkle Tanne, die für das Auge einen so schönen Ruhepunkt in dem hellen frischen Laube bildet. Dazu die schöne Vegetation des Bodens. Moos und Farrenkräuter aller Art bedecken ihn in einer Ueppigkeit und Fülle, wie ich es selten gesehen. Die Sonne glitzerte durch die Bäume und schuf eigenthümliche Lichteffekte, dabei hörte man in der Ferne das Rauschen des Meeres; es war ein romantischer Gang. Pauline hat ein offenes Auge für diese schöne große Natur, ein offenes Auge und Herz, einen frischen lebendigen Geist. Sie machte Bemerkungen, die mich frappirten. Auch ihre botanischen Kenntnisse überraschten mich, sie konnte jede Pflanze, die sich auf unserem Wege fand, beim Namen nennen, sie ist jedenfalls ein seltenes Mädchen, ihr

ganzes Wesen berührt wohlthuend und harmonisch; obgleich sie nicht schön, noch weniger, was man gewöhnlich hübsch nennt, ist, sieht man sie doch gerne an. Ihre Augen sind freilich entschieden schön, von einer wunderbaren Tiefe! Als wir nach Hause kamen, reichte sie mir die Hand und sagte: Ich danke Ihnen für diese Stunde, die mich erquickt und gestärkt hat. Sie sagte das so einfach und wahr, daß ich mich dadurch wohlthuend berührt fühlte. Es war wirklich ein wunderbar schöner Weg, den wir gewählt hatten. Ich habe doch den Wald nach allen Seiten hin durchstrichen, aber dieses Stück muß ich wohl zuvor noch nie berührt haben. Adieu, Du mein Freund, der Du in der heißen staubigen Stadt sitzen mußt! Lucy soll heute zum ersten Male wieder einen kleinen Spaziergang versuchen. Ihr Fuß ist ganz gesund, und sie wird sicher ohne Beschwerde, oder Schaden gehen können. Es ist aber besser, wenn ich sie begleite, schon um darüber zu wachen, daß der kleine Wildfang nicht die nöthige Vorsicht vergißt, und auch um Paulinens willen, die doch etwas ängstlich über diesen ersten Gang ist. Ich sehe schon, daß sie ihre Arbeiten bei Seite legen, sie holen ihre Hüte. Lebe wohl, Bruno! Lucy sieht wirklich reizend in dem großen weißen Hute aus, an den sie immer irgend einen Feldblumenstrauß steckt. Wir werden uns übrigens bald wiedersehen, es wird Zeit, daß ich zur Stadt zurückkehre. Meine Patienten warten auf mich, und dieses müßige Leben wird mir schon zur Last, zu-

mal es mit der Stille und Einsamkeit hier nun nichts mehr ist. Es ist besser, ich komme bald.

Dein Franz.

22. Juli 12 Uhr Nachts.

Eigentlich erst den 23. Juli Morgens.

Ich kann mich noch nicht entschließen, schlafen zu gehen. Es ist heiß, ich mußte die Fenster öffnen. Der Mond scheint hell in meine Kammer, er spiegelt sich in dem klaren Wasser des Teichs, der unmittelbar vor mir liegt, und beleuchtet die dunkeln Spitzen der Tannen, die den Horizont begrenzen. Vor einer Stunde lag ein dichter Nebel über der Landschaft, er zog wie die weißen, feuchten Schleier der Nixen über das Wasser, längs dem dunkeln Fichtenhintergrunde, in wunderbaren Formen und Gestalten. Nun ist er verschwunden und das Mondlicht leuchtet und strahlt über und in dem Wasserspiegel. Ich weiß nicht, ich bin alle die Wochen hier früh zu Bette gegangen und früh aufgestanden, das Erstere ganz gegen meine Stadtgewohnheit, wie Du weißt, und habe diese Lebensweise recht behaglich gefunden, heute aber war es mir unmöglich, ich öffnete noch einmal die ganz spießbürgerlich verschlossene Hausthür und lief hinaus auf die Haide. Sie ist zu schön, sagenhaft schön im Mondschein! was macht sie nur so wunderbar anziehend diese öde, eintönige Haide, mit dem dürren Sandboden, der geringen Vegetation, warum kehrt man hier, wo Einem überall die Ueppigkeit und Fülle der Natur entgegenkommt,

wieder und wieder zu der einsamen Haide mit dem niedern baumlosen Gesträuche, dem nur von Thymian und Haidekraut bewachsenen Boden, der von weiten kahlen Sandflächen unterbrochen ist, zurück? Was ist es nur, was das Herz an diese Haide fesselt, daß wenn man nicht zufällig ein ganz unnatürlich nüchterner prosaischer Alltagsmensch ist, man sie lieben muß? — „Es ist wohl der Wechsel in dem Gleichen, oder das Gleiche in dem Wechsel, wie Sie es nennen wollen, was uns so wunderbar anzieht und festhält, daß man die liebe Haide nie vergessen würde, wenn man sie auch nimmer wiedersähe," sagte heute Pauline, als ich die Frage aufwarf, während wir auf einer der kleinen Anhöhen standen, zu denen sich Schritt für Schritt die Haide erhebt und von der aus wir das heute in seltsam hellgrüner Farbe leuchtende Meer sehen konnten. „Der Wechsel in dem Gleichen!" Wie hübsch sie das auszudrücken verstand, wie sie das rechte Wort für das zu finden wußte, was in mir nur ein unbestimmtes Gefühl war. Ja, ja, der Wechsel in dem Gleichen! sie hat recht, er ist es ja auch, der uns das weite eintönige Meer so ewig neu und schön macht. Warum bin ich selbst nicht auf diesen einfachen natürlichen Ausdruck gekommen! Es ist freilich keine große Sache auszusprechen, was doch jeder Mensch mit gebildetem Herzen und Geiste empfunden hat, wahrhaftig keine große Sache, der ich nicht soeben eine ganze Seite hätte widmen dürfen. Da es aber einmal dasteht, mag

es stehen bleiben. Du bist ja gewohnt höchst geistvolle Herzensergießungen von mir zu empfangen. Ich sollte lieber ausschlafen, all' die thörichten Gedanken, die in meinem Kopfe spuken. Freilich „was in dem Schlaf für Träume kommen mögen" — das weiß ich nicht, so ist es doch wohl klüger, ich schreibe Dir ruhig und vernünftig, bis die Aufregung, die mich wach erhalten, vorüber ist. — Ich habe gute Bücher hierher mitgenommen, die leider bis jetzt — Dank dem epidemischen Müßiggange, der sich am Strande der Menschen zu bemächtigen pflegt — noch ziemlich unbenutzt liegen. Ich las heute eine Abhandlung meines lieben alten Lehrers, des Professors. — Er erzählt da von einem interessanten Falle, — ja so, das kann Dich nicht interessiren, Du bist nicht von der Zunft, ich glaube auch, ich las die Abhandlung nicht zu Ende, ich wurde wieder einmal unterbrochen. Lucy schlüpfte unzählige Male an mir vorüber, bald in das Haus, bald aus dem Hause in das Zelt, hierhin und bald dorthin, trillerte dabei mit ihrer frischen hübschen Stimme allerlei kleine Lieder; dann flüsterte sie mit Pauline und ich hörte ihr helles Lachen. — Es war ganz unmöglich die Aufmerksamkeit auf das Buch gerichtet zu erhalten, ich sah zuletzt statt der Buchstaben nur noch die graziöse helle Gestalt auf dem Papiere vor mir her tanzen. Dennoch behielt ich das Buch in der Hand und las ruhig weiter — sie *sollte* mich nicht stören. Da plötzlich trat sie dicht vor mich hin und sagte: „Wenn

Sie es bereuen, Herr Doktor, daß Sie heute Morgen versprachen, uns den hübschen Weg nach der Schlucht zu führen, dann können Sie es offen sagen, und brauchen garnicht so ängstlich auf das langweilige Buch da zu starren, freilich dürfen Sie dann auch nicht darauf rechnen, daß Sie heute Abend unsern exquisiten Thee, wie Sie ihn nennen, zu trinken bekommen, den haben Sie dann nicht verdient. Wollen Sie dort auf die Sonne, oder hier auf die Uhr sehen, um sich zu überzeugen, daß es hohe Zeit dazu ist!" Sie hielt mir ihre kleine Uhr entgegen nnd sah mich neckisch herausfordernd an. Ich hätte den sehen mögen, der diesen Augen hätte wiederstehen können. So sprang ich denn auch eiligst auf, eine Entschuldigung stammelnd, denn ich hatte es wirklich am Morgen versprochen, mit ihnen zu gehen. Lucy lachte hell auf. „Sie brauchen sich garnicht zu entschuldigen," rief sie fröhlich, „ich bin garnicht böse auf Sie, ich mußte Sie nur an Ihr Versprechen erinnern, da nichts anderes hilft. Pauline fand es zwar sehr unerlaubt und wollte es durchaus nicht zulassen, da steht sie schon und bittet für mich um Verzeihung, aber nun genug des Sprechens, jetzt kommen Sie schnell." Sie lief leicht und graziös wie ein Reh die Anhöhe, an der unser Häuschen lehnt, hinauf und wie sie da oben stand und uns beiden lachend zuwinkte, die wir langsamer folgten, sah sie in dem hellen Gewande, mit den im Winde flatternden Locken, wie eine Nixe, Fee oder sonst eine märchenhafte

Erscheinung aus. Sie ist, weiß der Himmel ein bezauberndes kleines Wesen! Wir machten auch heute wieder einen schönen Gang, wie die Tage vorher, es ist eine Freude die Mädchen auf die Aussichtspunkte und malerischen Wege, die ich nun schon alle genau kenne, hinzuführen. Sie sind so empfänglich für das Schöne. Während Pauline es mehr still und in sich gekehrt genießt, jubelt Lucy hell hinaus, und tausend Scherze und Neckereien jagen einander. Du mußt sie Dir dabei aber nicht ausgelassen und wild denken, nein, Alles ist Grazie und Anmuth an ihr. Sie hatte Sträuße an ihren Hüten befestigt und auch ich erhielt einen Eichenstrauß an den meinen. Der Weg die Schlucht hinab an das Ufer ist ein wenig steil und unbequem, ich bereute es schon, ihn gewählt zu haben, für Pauline war er vielleicht zu angreifend. Ich bot ihr die Hand und führte sie vorangehend so langsam als möglich, immer die besten Stellen suchend, hinab. Lucy mußte sich allein helfen und that es auch mit vieler Gewandtheit. Sie kletterte bergauf und bergab wie eine Gemse. Auf einer der steilsten und unwegsamsten Stellen blieb sie plötzlich stehen und rief hinab: „Herr Doktor, ich glaube hier muß ich umkehren, bringen Sie auch schnell Pauline wieder herauf, es scheint mir dies ein Weg, der für einen Mann sehr passend ist, den aber eine junge Dame zu vermeiden hat.“ Die kleine Schelmerei ließ ihr reizend, ich wurde aber doch etwas verlegen in der Erinnerung an meine Un-

höflichkeit, ehe ich indeß noch Zeit zu einer Antwort fand, war sie schon neben uns und reichte mir eine Campanula, die sie eben gepflückt hatte. „Da," sagte sie, „zum Ausgleich für meine kleine Schlechtigkeit." Wir gingen längs dem Strande zurück. Pauline und ich in anregendem Gespräche. Es ist eine wunderbare Harmonie der Herzens- und Geistesbildung in ihr Jedes Wort so warm empfunden und so klar gedacht. Lucy hüpfte vor uns her, bald Bernstein und Muscheln suchend, oder besser gesagt aufhebend, denn, wie eine richtige Fee hat sie, sobald sie nur die Hand ausstreckt, etwas Hübsches, Sehenswerthes gefunden, bald sich mit einem Scherz oder einer anmuthigen Bemerkung in unser Gespräch mischend. Als wir nach Hause gekommen waren tranken wir zusammen Thee, den ich mir redlich verdient, wie Lucy sagte, dann wandte sich das Gespräch auf Göthe. Wie sie ihn gelesen haben! nicht nur gelesen, sondern ihn nachempfunden und nachgedacht! Pauline las einige Gedichte — ich gestehe, ich weiß nicht recht welche, denn ich hörte mehr auf den weichen, melodischen Ton ihrer Stimme, als auf das was sie las, und dabei mußte ich immer in die großen Kinderaugen Lucys sehen, die mit wahrer Andacht an Pauline hingen. Als Pauline geendet hatte fragte sie mich etwas auf die Gedichte Bezügliches, ich hatte nicht gehört was und habe gewiß ein entsetzlich komisches Gesicht gemacht, denn Lucy lachte hell auf und Pauline sah mich befremdet und etwas verlegen

an. Ich war natürlich noch verlegener, sprang auf, stotterte irgend etwas wahrscheinlich sehr wenig Hingehöriges und stürmte fort, zuerst in meine Stube, und da mir der enge Raum, die bedrückte Luft in meinem Zustande unerträglich wurde, hinaus auf die Haide. Es war schön draußen, und allmälig wurde auch mein heißer Kopf kühler und meine Aufregung wandelte sich in das schauerlichste Schamgefühl über mich selbst. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so sehr zum Aergern wäre. Trotz alledem, daß ich es Dir nur gestehe tauchte aus den weißen Nebelschleiern immer ein blonder Lockenkopf hervor, ich sehe immer zwei blaue Kinderaugen, wahrhaftig, Bruno, ich glaube ich liebe sie! Ist es denkbar, daß einem Manne in meinen Jahren, der doch bisher leidlich vernünftig gewesen ist, das begegnen kann! Was nur Pauline von mir denken muß, wenn ich mir die gestrige Scene vergegenwärtige so kann ich es selbst kaum glauben, daß ich mich so takt- und gedankenlos benommen habe. Hättest Du es mir zugetraut, daß ich mit meinen 36 Jahren im Mondschein schwärme und bis in die Nacht um ein Uhr ganz thörichte Briefe schreibe und das Alles um ein Paar brauner Augen — nein sie sind ja blau, die braunen Märchenaugen sind Paulinens — ich muß schließen ich schreibe unzusammenhängendes Zeug.

23. Juli.

Um 5 Uhr war ich heute schon wach, ich kann aus lauter Aufregung nicht mehr schlafen. Was

würde ich doch mit einem Patienten anfangen, der sich so lächerlich, so — nun ich habe gar kein Wort dafür, also, so wie ich, benähme! Ich ein Arzt, der die moralische Verpflichtung hat, ein Ausbund von Vernunft, Ruhe und Ueberlegung zu sein! ich betrage mich wie ein Knabe von 18 Jahren. Ich glaube übrigens, es war die Scham über mein Betragen von gestern Abend, die mich heute früh nicht schlafen ließ. Ich scheute mich, Pauline zu begegnen, was würde sie sagen, wie mich ansehen, so fragte ich mich fortgesetzt. Vielleicht war sie verletzt von meinem taktlosen Benehmen, vielleicht würde sie mich kalt und förmlich grüßen, vielleicht mich auslachen. Ich ging um das Haus herum, setzte mich auf einen unerträglichen Platz, wo mich Wind und Sonne plagten, alles nur, um der peinlichen Begegnung zu entgehen, und doch wünschte ich sie herbei, ich wollte wissen, wie sie über mich dächten. Ich lief wieder in das Haus hinein, vielleicht führte der Zufall sie mir entgegen. Richtig, als ich zur Thür hinaustrete, steht Pauline vor mir. Wir wechseln einige Worte über das Wetter, diesen geistvollen Unterhaltungsstoff. Sie war ganz unbefangen und freundlich, als ob nichts geschehen sei. Das gab mir Muth und ich stammelte eine wahrscheinlich sehr unzusammenhängende Entschuldigungsphrase über meine gestrige Zerstreutheit und unerklärte Flucht. Sie lächelte und sagte, das sei eine der angenehmsten Seiten des Lebens in einem so einsamen stillen Dorfe, daß man die oft lästigen gesell-

schaftlichen Formen bei Seite setzen könne, und wir dürften uns unsere Nachbarschaft dadurch nicht verleiden, daß wir uns in unserm Kommen und Gehen, unserm Alleinsein und Beieinandersein irgendwie durch eben diese Formen beschränkten. Dann lenkte sie das Gespräch auf einen andern Gegenstand, indem sie mir die Bücher zeigte, die sie eben aus der Stadt erhalten und nun durchsehen wollte. Wie liebenswürdig und taktvoll das Alles war, wie ungezwungen und hübsch! Ich fürchtete nun noch Lucy, die mir, wie ich meinte, irgend eine kleine Neckerei nicht ersparen würde. Aber nein, auch sie reichte mir freundlich die Hand und plauderte so reizend und harmlos wie nur je. Ich athmete auf. Wahrhaftig, es ist ein ganz widerwärtiges Gefühl, sich so blamirt zu haben. Du freilich kennst das nicht, Du beneidenswerther Mensch, der Du immer so glatt und gut Deinen ebenen Lebensweg mit dem fröhlichsten und zufriedensten Herzen von der Welt gehst. Du läßt Dich nie durch Gefühle, Stimmungen und dergleichen höchst überflüssigen Ballast irren und beunruhigen. Wenn Du Dich einmal verliebst, was mir übrigens bei Dir gar nicht so lächerlich als bei mir vorkommen würde, für Dich paßt das viel besser — so wirst Du es gewiß für eine sehr angenehme Abwechselung halten und Dir in der vergnügtesten Laune von der Welt überlegen, ob Du abwarten sollst, bis diese Steigerung Deiner Gefühle wieder auf das gewöhnliche Maaß herabsinkt, oder ob es als eine

wesentliche Verbesserung Deiner Lebensumstände anzusehen sein würde, wenn Du Dich in den Stand der heiligen Ehe begäbest. Kannst Du es Dir vorstellen, Bruno, daß ich — ich selbst — mir seit 24 Stunden unaufhörlich diese Frage vorlege? Sie mir vorlege, ohne mir auch nur eine annähernd vernünftige überzeugende Antwort darauf geben zu können? Was ich auch thun mag, ich werde mir die bittersten Vorwürfe machen. Reise ich ab, ohne mit ihr gesprochen zu haben und komme dann in meine einsame Wohnung, so starren mich die vier Wände öde und langweilig an. Komme ich müde und verstimmt aus meiner Praxis, so werde ich mir denken, daß mich Lucy empfangen und durch ihre frohe Laune die Wolken von meiner Stirn vertreiben könnte. Muß ich dann in später Abendstunde ins Hotel laufen, um ein schlecht schmeckendes Stück Fleisch zu essen und mir einzubilden, daß ich dabei eine angenehme Unterhaltung finde; oder wenn ich das nicht will, mir zu Hause selbst meinen Thee bereiten, um ihn in der sehr erheiternden Gesellschaft meiner, wie ich freilich meinem Geschmack das Zeugniß geben muß, gut aussehenden Möbel zu mir zu nehmen, dann stelle ich mir vor, daß Lucy als anmuthige Hausfrau mit ihrer bekannten Grazie, den Theetisch ordnen könnte. Sitze ich den Abend über bei meinen Büchern, so sage ich mir, daß ich mit Pauline über Alles, was ich im Laufe des Tages gehört und erlebt, sprechen könnte, denn sie interessirt sich für

Alles, hat über Alles ein richtiges und durchdachtes Urtheil, daß sie mir mit ihrer melodischen Stimme vorlesen könnte — könnte, wenn ich nicht mein Glück versäumt hätte. Verlobe ich mich aber, dann gerathe ich, sobald ich in mein Haus zurückkehre, in Verzweiflung über die Thorheit meine goldene Freiheit, meine Sorglosigkeit und Ruhe aufgegeben zu haben.

So oder so kommts, das weiß ich gewiß, die Moral von der Gesichte ist: gönne Dir nie eine Erholungszeit, gehe nie auf das Land, an den Strand, oder dergleichen, bleibe immer in Deiner Berufsarbeit, die läßt Dir keine Zeit zu dergleichen Allotria!

26. Juli.

Wenn Du sie liebst, so heirathe sie, schreibst Du mir. Ja, lieber Freund das ist sehr weise gesprochen, aber doch in Summa ein sehr leicht wiegender Rath! Weiß ich denn, ob ich sie liebe? Ob es mehr ist, als ein Champagnerrausch, der so schnell wie er gekommen, auch wieder vorüber geht, weiß ich denn das? Du spöttelst darüber, daß ich wie ein neuer Graf von Gleichen zwei Frauen heimzuführen gedächte, daß ich mir mein Haus von Lucy und Pauline schmücken lassen wollte. Das verstehst Du nun einfach nicht, wenn Du darüber spötteln kannst. Lucy ohne Pauline ist nicht zu denken, sie würde sich auch von der Schwester nicht trennen, sie gehört zu ihr, unbedingt und ohne Frage. Lucy könnte ohne sie nicht leben, sie würde auch gerade unserm Hause den Schmuck und Reiz verleihen, den es

haben müßte, wenn ich mich darin wohl fühlen sollte. Unserm Hause! es existirt garnicht, dieses „unser Haus“ und wird nie existiren. Es wäre wahrlich ein Unsinn, wollte ich mit meinen 36 Jahren dieses 18jährige Kind an mich fesseln, wir passen garnicht zusammen, und ihr würde über kurz oder lang irgend ein anderer Mann tausend Mal besser gefallen als ich. Wenn diese blauen Veilchenaugen, diese blonden Locken, die einer Loreley Ehre machen würden, nur nicht so zum Verzweifeln schön wären, sie bringt mich noch um meinen Verstand und ich fange an zu glauben, daß ich weniger von diesem nützlichen Artikel besitze, als ich mir bisher eingebildet habe. Ich bin heute übrigens in der schlechtesten Stimmung von der Welt. Pauline theilte mir mit, daß sie heute Nachmittag den Besuch eines lieben Jugendfreundes erwarten, der hier in der Nachbarschaft ein Gut besitzt; sie haben schon lange auf sein Kommen gerechnet und haben nun heute durch einen Brief von ihm erfahren, daß er erst vorgestern von einer Geschäftsreise zurückgekehrt sei und sie gleich heute zu besuchen gedenke. „Er kommt auch in der Stadt bisweilen zu uns,“ fügte sie hinzu, aber er ist so durch und durch Landwirth, daß er die ihm ganz unheimliche große Stadt nur aufsucht, wenn eine Masse von Geschäften ihn dorthin zwingt, und dann bleibt für uns gewöhnlich nur eine Stunde oder noch weniger übrig. Und was will das für so alte Freunde sagen, die eine Menge froher Jugenderinnerungen mit einan-

der haben. Wir wohnten in demselben Hause und der große Garten, der sich daran schloß, war das Paradies unserer Jugend. Ernst war nur wenige Jahre älter als ich und wir theilten jede Erholungsstunde. Ich freue mich recht darauf, nun einmal wieder länger mit ihm zusammen zu sein, er ist ein guter, prächtiger Mensch, den wir sehr lieb haben — und auch Sie werden ihn lieb gewinnen, Sie verstehen sicher, solche brave naturwüchsige Menschen zu schätzen.“ Sie sagte das Alles in einem so herzlichen warmen Tone, wie ich sie noch nie habe sprechen hören, daß es mich sofort gegen diesen Menschen einnahm und nun setzte zum Ueberfluß auch noch Lucy mit all ihrem reizenden Uebermuthe hinzu: „Natürlich werden Sie ihn lieb haben, es giebt gar keinen Menschen, der Ernst nicht lieb haben könnte, das versteht sich bei ihm ganz von selbst. Wir beide sind sehr gute Freunde und ich werde ihm heute gleich sagen, daß er jetzt sehr oft herkommen muß, wozu liegt denn sein Heiligenberg kaum eine Meile von hier entfernt.“ Heiligenberg! dieser Ort den ich bei meinen Spaziergängen unzählige Male hatte vor mir liegen sehen, ohne zu ahnen, welch ein Gegenstand des Aergers dieser Besitzer von Heiligenberg für mich noch einmal werden würde. Was hat dieser Patron hierher zu kommen! Ich bin auch gerade dazu aufgelegt, neue Bekanntschaften zu machen und als sehr überflüssiger und geduldeter Begleiter hinterher zu gehen, während sie mit dem Jugendfreunde, dem unwidersteh-

lichen Ernst, ihre Spaziergänge machen. Das sollte mir fehlen! Aber gespannt bin ich doch, wie der glückliche Mensch beschaffen ist, von dem Pauline so herzlich spricht. Lucy ist heute ganz besonders vergnügt, sie singt und hüpft und lacht ununterbrochen, das gilt alles diesem Phänomene, diesem Landjunker. Ich werde wohl am Klügsten thun, abzureisen — was ich übrigens schon längst beabsichtige — der Zustand wird hier immer unbehaglicher; erst wird mir meine Stille und Einsamkeit gestört, dann kommt irgend ein fremder Mensch hineingeschneit, dem ich wohl gar ein Vorrecht einräumen, alle Tage sehen und empfinden soll, daß sie seine Gesellschaft der meinen vorziehen, daß er ihnen befreundet ist, nahe steht, während ich ihnen ganz fremd, ganz gleichgiltig bin, — das fehlte noch! Es ist wohl der letzte Brief, den Du von hier erhältst, ich komme zurück.

Adieu denn auf Wiedersehn!

Abends.

Ich bleibe hier, es wäre lächerlich, so ohne Weiteres das Feld zu räumen, zumal auch nicht die Spur eines vernünftigen Grundes vorliegt, anzunehmen, daß sie diesem höchst simplen Landjunker den Vorzug vor mir geben sollten. Weil sie ihn von ihrer frühesten Jugend an kennen? Kein Grund — im Gegentheil! Weil er der Besitzer eines Rittergutes und augenscheinlich eines sehr respektabeln Vermögens ist? wieder kein Grund, denn ich habe keine Veranlassung, von ihnen

zu glauben, daß sie den Werth des Menschen nach seinem Vermögen beurtheilen. Mithin also bleibe ich. Als er kam — weiß Gott, Bruno — da schlug mir das Herz wie einem Schulbuben. Ich hörte und sah die freundliche Begrüßung, das Entgegeneilen und Händeschütteln, welches letztere sogar bis auf den Kutscher ausgedehnt wurde, so eine Art von Familienstück, das von dem Vater auf den Sohn vererbt ist, wie ich später erfuhr und dann mußte ich die lebhafte heitere Unterhaltung zwischen den Dreien mitanhören. Ich mußte freilich nicht, ich hätte ja fortgehen können, aber Neugier, Groll, ich glaube sogar Eifersucht, diese lächerlichste aller lächerlichen Selbstquälereien, hielten mich fest. Es war eine widerwärtige Stunde. Dann wollten sie spazieren gehen und Pauline, die es für selbstverständlich zu halten schien, daß ich mit ihnen ging, stellte uns einander vor. Wir gingen, ich war, wie immer, der Führer, Wald und Haide, Meer und Himmel, Höhen und Schluchten, alles war so schön wie sonst, unser Gespräch dabei ein lebhaftes und heiteres, genug, es hätten angenehme Stunden sein können, wenn — wenn ich nicht ein ganz thörichter unkluger Mensch wäre! Dieser Herr Ernst Wandel, Rittergutsbesitzer und Jugendfreund, ist übrigens die richtigste Ausgabe eines Landjunkers, die Du Dir nur denken kannst, sehr stark, sehr blond, sehr simpel, dabei aber sehr gutmüthig, brav und — sehr wohlhabend, alles in allem könnte er ein ganz netter Mensch sein,

wenn — nun wenn eben Alles anderes wäre, als es ist. Wir tranken zusammen Thee, Lucy wußte ganz genau, wie er den Thee liebte, legte selbst die gehörige Menge Zucker in die sehr große Tasse, die wie sie erzählte, ganz besonders für ihn mitgenommen wäre, da sie ja wisse, daß er den Thee bei ihnen aus keiner andern Tasse gern trinke; also seine Besuche in der Stadt scheinen doch nicht gar so selten zu sein, als Pauline mir sagte — sie goß ihm die ungezählte Menge der Tassen, die er genoß, immer mit derselben Sorgfalt ein, strich ihm sogar einmal ein Butterbrod und bei alledem scherzten und lachten sie soviel zusammen, daß mir, trotzdem es recht kühl war, glühend heiß wurde. Er schien garnicht an die Abfahrt zu denken und wäre wahrscheinlich noch länger geblieben, wenn ich nicht erklärt hätte, daß es für Pauline zu kalt sei und daß sie nothwendig ins Zimmer müsse. Jochem, der Kutscher, schien weniger als sein Herr die Zeit vergessen zu haben, er war sehr verdrießlich und brummte etwas davon, daß man das arme Vieh unnütz quäle und bis in die Nacht stehen lasse und daß man auch nicht in der Dunkelheit durch den Wald fahre, wenn man nicht müsse, das sehe jeder alte vernünftige Mensch ein. Lucy lachte, und meinte, es sei doch eine sehr gute Einrichtung der Natur, daß es nicht nur alte vernünftige Menschen gäbe, dann würde die Welt sehr langweilig sein. Darauf reichte sie wieder Jochem die Hand und klopfte den Hals der schönen Pferde,

wodurch sie denn, wie es schien, den Alten vollständig versöhnte. Dann folgte abermals ein sehr herzlicher Abschied mit dem erbetenen und bereitwilligst gegebenen Versprechen baldigen Wiederkommens und der Wagen rollte davon. Lucy sagte mir, daß sie nicht fragen dürfe, wie mir Ernst gefallen, denn erstens verstände es sich ganz von selbst, daß er Jedem gefallen müsse, er sei doch ein zu guter und prächtiger Mensch und zweitens sei ich so gesprächig und liebenswürdig gewesen wie noch nie zuvor, wohl durch die angenehme Bekanntschaft angeregt. Du siehst daraus, daß ich wenigstens noch nicht ganz die Selbstbeherrschung verlernt habe. Gute Nacht denn, mein Freund, wohl Dir, daß Du ruhig schlafen kannst, hüte Dich vor der ärgsten aller Krankheiten, die den Menschen befallen können! Die Poeten sind wahrhaftig ganz verrückte Leute, die Liebe zu preisen und zu besingen und mit allerlei schönen Namen zu belegen, ich halte sie für eine schlimme Krankheit, gegen die wir leider noch kein Mittel kennen. Gute Nacht also nochmals, Bruno, ich will versuchen, ob ich schlafen kann.

2. August.

Ich glaube, es ist eine ganze Woche vergangen, seit ich Dir zuletzt geschrieben habe. Danke es mir, denn meine Briefe wären unsagbar langweilig für Dich geworden, sie hätten immer und immer nur dasselbe enthalten. Einen guten Rath aber nimm von mir an,

Bruno, wenn Du Dich einmal verlieben willst, dann erkundige Dich, so lange es noch Zeit ist, ob Deine Erwählte einen Jugendfreund hat, und wenn das der Fall ist, dann ergreife eiligst die Flucht. Neben einem Jugendfreunde verlierst Du den Verstand, Du wirst, wenn Du auch sonst ein leidlich vernünftiger Mensch warst, zum Narren. Er kommt alle Tage her, nein, er ist in 7 Tagen vier Mal hier gewesen und außerdem ist er der Gegenstand aller Gespräche, sein Kommen oder Nichtkommen die große Frage, um die sich Alles dreht. Es ist zum Verzweifeln!! Und am ärgerlichsten ist es, daß er ein lieber guter Mensch ist, dem man nicht böse sein kann. Ich könnte rasend werden, wenn ich sehe, wie fröhlich er mit Euch schäkert und scherzt. Pauline flößt ihm sichtlich einige Scheu ein, das ist ja auch nur zu begreiflich. Ein so seltenes, ganz außergewöhnliches Wesen wie Pauline, muß einem so einfachen, man könnte fast sagen, unbedeutenden Menschen imponiren, so daß er ihr gegenüber nicht unbefangen ist. Aber Pauline hat ihn gern, so gern, daß es mich aufregt. Du wirst sagen, es geht mich nichts an, aber soll es mich nichts angehen, wenn ein Mädchen wie Pauline, so begabt, so liebenswürdig, so schön, so ganz anders als die große Menge der Frauen ihre besondere Gunst einem Manne zuwendet, der freilich gut und brav ist, aber keine anderen Interessen hat als seine Aecker und Wiesen! Neulich hatten wir den ganzen Tag über nichts weiter als besagte

Aecker und Wiesen gesprochen, er hatte uns die Schönheiten und Vorzüge seines Heiligenberg so gründlich geschildert, weder die Küche noch den Keller, weder den Kuh- noch den Schafstall dabei vergessen, daß ich mich von Herzen nach einem andern Worte sehnte. Pauline und ich hatten auf dem Heimwege vom Strande, wo wir Alle lange gesessen, über Shakespeare gesprochen. Es waren durch dies Gespräch einige neue Gedanken in mir angeregt worden, die ich während des Thees weiter durchdachte und schließlich Paulinen mittheilen wollte. Ich kam aber nur bis zu den einleitenden Worten: Sie sagten erst in Bezug auf Richard den dritten — da legte mir Pauline schon die Hand auf den Arm und unterbrach mich lächelnd: „Lassen Sie uns Rücksicht auf unsern Gast nehmen. Ernst liebt derartige Gespräche nicht und ich fürchte, wenn wir ihm heute noch eine solche langweilige Stunde bereiten, dann nimmt er einen schlechten Eindruck von uns mit auf den Weg und kommt sobald nicht wieder.“ Sie sagte das in ihrer liebenswürdigen, freundlichen Weise, so daß ich nicht anders konnte, als auch eine freundliche Miene dazu machen und schweigen, aber wie ich mich ärgerte! — Ich begreife es nicht, was Pauline an ihm hat, er ist freilich ein gutmüthiger Mensch, das gute Herz leuchtet aus seinen Augen und spricht aus jedem Worte, aber daß das Paulinen genügt, ist und bleibt ein Räthsel. O die Frauen, die Frauen, wer sich mit ihnen einläßt, ist übel berathen! Es scheint

so, als ob Pauline Wandels Verhältniß zu Lucy begünstigt, wenn wir zusammen gehen, so weiß sie es meistens so einzurichten, daß Lucy an seine Seite kommt, sie nimmt meinen Arm oder beginnt ein Gespräch mit mir, oder wenn sie zufällig mit ihm gegangen ist, so ruft sie Lucy an ihre Seite, oder bleibt stehen, anscheinend vielleicht um einige Blumen zu pflücken, oder die Aussicht zu genießen, bis wir gefolgt sind. Gestern waren wir zu einem der schönsten Aussichtspunkte gelangt; eine mit üppigem Gesträuche bedeckte Höhe, links zur Seite ein tiefes, grünes Thal mit einzelnen Häusergruppen, dazwischen eine Hügelkette mit dem jetzt in schönster Blüthenpracht stehenden Haidekraut bedeckt ein weites, violettes, in der Abendsonne herrlich glänzendes Feld, rechts fällt der üppig begrünte Abhang ziemlich steil hinab bis zu dem schmalen Strande und man sieht weithin über das in köstlicher Farbenpracht leuchtende Meer. Wir hatten vor uns den im weiten Bogen sich erstreckenden Höhenzug, auf dem Heiligenberg liegt, man sieht sogar einige rothe Dächer zwischen den Bäumen schimmern. Es war ein wundervolles Bild und wir hatten lange in stummes Entzücken verloren, dagestanden, als endlich Wandel auf die Dächer deutend, sagte: „Da liegt Heiligenberg und dort ist es noch viel schöner. Es giebt dort Ausblicke, so überraschend schön, wie nirgends sonst, mein Wald ist weit und breit berühmt, wegen seiner alten, schönen Stämme, er ist mein Stolz und meine Freude und Haus und

Garten werden Ihnen auch gefallen, wenn Sie einmal zu mir kommen, es ist da so still und einsam." „Zu einsam, lieber Ernst," entgegnete Pauline, „diese klösterliche Stille thut Ihnen nicht gut. Sie werden, wie ich bemerke, immer schüchterner und menschenscheuer; haben Sie doch sogar bei ihrem letzten Besuche in der Stadt schleunigst die Flucht ergriffen, ohne uns zu begrüßen, nur weil Sie von der Tante erfuhren, daß einige Freundinnen Lucy's bei ihr waren. Ist das erhört? Was soll aus Ihnen im Alter werden, wenn Sie sich schon jetzt solchen einsiedlerischen Neigungen überlassen! Sie müssen geselliger leben, Ihr Haus muß einen anderen Charakter bekommen. Versprechen Sie Besserung?" Sie reichte ihm die Hand hin, er ergriff sie hastig und sagte: „Wenn Sie mir helfen wollen, daß ich erreiche, wonach" — „Still, still", unterbrach sie ihn, „ein rechter Mann erringt sich allein, wonach er strebt und braucht keine Hilfe." Sie war sichtbar befangen und sah schnell erst mich, dann Lucy an. Auch Ernst war roth geworden und es entstand eine Pause in der Unterhaltung. Pauline hatte sich zuerst wieder gesammelt, sie erklärte, daß es spät sei und wir den Rückweg antreten müßten. Was sollte das? Woher dieses Unterbrechen, diese Verlegenheit? Ich begriff Pauline nicht und konnte den ganzen Abend den Gedanken an dieses Zwiegespräch nicht los werden. Sollte es ein Wink für Ernst sein, daß er mit Lucy sprechen möge, um mir zuvorzukommen? Unmöglich,

so kann Pauline nicht gegen mich Partei nehmen wollen, denn daß sie meine Wünsche ahnt, bezweifle ich nicht, sie wird die Sache ihren Weg gehen und das Schicksal entscheiden lassen. Wie unnütz und thöricht ich mich quäle! Wenn ich nicht fürchtete, in meinem jetzigen Zustande vollkommen untüchtig für meine Praxis zu sein, so käme ich nach der Stadt zurück. Das Klügste wäre es. So oder so muß der Geschichte doch auch ein Ende gemacht werden, aber wie? Das ist die große Frage: Jeden Tag nehme ich mir vor, morgen mit Lucy zu sprechen, wenn aber dies morgen kommt, dann kann ich mich nicht entschließen, meine goldene Freiheit diesem jungen Kinde zu opfern. Sie ist liebreizend, anmuthig, das ist wahr, ich liebe sie auch, glaube ich, ja gewiß, ich liebe sie, aber wird sie mich auch verstehen, wird sie meine Interessen theilen, wird sie mit mir leben, in Allem und Jedem mit mir denken und fühlen, wie meine Frau es müßte, wenn sie mich glücklich machen sollte? Sie ist ja noch ein Kind, das ich mir halb noch erziehen müßte. Werde ich das können, werde ich es auch nur wollen? Bruno, ich wünschte wahrhaftig, es wäre irgend eine große Epidemie ausgebrochen, dann hätte ich diese ganze unselige Badekur nicht unternommen, und wenn es einige hundert oder tausend Menschen weniger auf der Welt gäbe, so schadete das auch nichts, es wäre damit zugleich eine Parthie Blödsinn mehr aus der Welt geschafft! — Wenn ich — — — — Da soll doch gleich ein heiliges

Kreuzmillionendonnerwetter hineinfahren, ich habe dieses geschmackvolle Wort eben drei Mal mir selbst wiederholt, — — die Heiligenberger Rappen kommen schon wieder angesaust und der Jugendfreund steht in Lebensgröße vor der Thür, ich muß doch sehen, was er hier nach der langen, volle 12 Stunden dauernden Trennung eigentlich will.

Abends.

Er kam, um die Damen auf morgen zu der längst besprochenen Fahrt nach Heiligenberg einzuladen. Nachmittags 2 Uhr will er selbst sie abholen und Abends nach Hause bringen. Wer weiß, was dann geschehen ist! Ich bin bei der Fahrt eine sehr überflüssige Person und wurde also auch anfangs gar nicht in Betracht gezogen, es war von mir weiter gar nicht die Rede, man sah über mich hinweg, ich war Luft für den unvergleichlichen Jugendfreund. Im Augenblick der Abfahrt fühlte er das Unhöfliche seines Betragens. Er wandte seine Schritte noch einmal zurück, trat unmittelbar an mich heran und brachte eine etwas ungeschickt geformte Einladung heraus: es könne für mich unmöglich von Interesse sein, Heiligenberg kennen zu lernen, bei den Damen sei das etwas Anderes, wenn ich aber doch vielleicht mit von der Parthie sein möchte, so könne er nur versichern, daß es ihm ein besonderes Vergnügen sein würde, mich in seinem Hause zu begrüßen. Es war eine mühsam abgerungene Einladung und er sah mich beinahe ängstlich an, ob ich sie nicht

etwa wider Erwarten annehmen möchte. Ich beruhigte ihn schleunigst mit der Erklärung, daß ich ihm ergebenst danke, da ich ohnedies in letzter Zeit zu wenig den Arbeiten obgelegen hätte, die ich mir für meinen Strandaufenthalt vorgesetzt und nun hoffte, den morgenden stillen Nachmittag zur ungestörten Beschäftigung verwenden zu können. Das war unhöflich, nicht wahr, Bruno? aber ich konnte in dem Augenblicke nicht anders, es war der Ausdruck meiner bitter gereizten Stimmung. Wandel machte ein sehr befriedigtes Gesicht und verschwand schleunigst vom Schauplatze, wahrscheinlich in der Besorgniß, ich könnte mich sonst noch anders besinnen. Lucy wandte sich zu mir und sagte neckend: „Brrr, das war ungalant, uns so gerade heraus zu sagen, daß wir Sie stören; ein klein wenig galanter hätten Sie es doch einrichten können, wenn Sie zu Hause bleiben wollten, woran sie ja Niemand gehindert hätte." Sie hatte bei den letzten Worten einen so schnippischen Ton angenommen, daß ich etwas gereizt erwiderte: „Ich habe in Wahrheit ernst zu arbeiten, mein Fräulein, eine Thatsache, die sicher dem gereiften Manne weniger seltsam und ungalant erscheinen wird, als einer jungen Dame, die aus Erfahrung die ernste Arbeit noch nicht kennt und sie deshalb gern für eine Grille langweiliger Gelehrten hält." Lucy setzte eine schmollende Miene auf, die ihr überaus reizend steht, hing sich an Paulinens Arm und sagte: „Komme nur, wir wollen uns nicht weiter um den

langweiligen Doktor kümmern, bis er die gelehrte Laune überwunden hat." Dann trällerte sie ein Lied und hüpfte fort, Pauline mit sich ziehend. Sie ist ein Kind, noch ganz ein Kind — aber ein bezauberndes! Pauline sagte kein Wort, aber es schien mir, als ob ihre ernsten Augen mich vorwurfsvoll, ja kalt ansahen. Ich konnte den Blick nicht vergessen, hätte sie nur ein Wort gesagt, und wäre es auch ein erzürntes gewesen. Ich versichere Dich, diese Augen verdarben mir heute das Mittagessen. Zu unserer gewöhnlichen Spaziergangsstunde kamen beide mit ihren runden Hüten, in denen sie ganz reizend aussehen, an mir vorüber. Ich saß und schrieb — oder hatte wenigstens einen Bogen Papier vor mir liegen und eine Feder in der Hand. Es schien, als ob sie Beide weiter gehen wollten, ohne mich zu beachten, da wandte sich Lucy plötzlich um und sagte, während die neckische Laune über ihr ganzes Gesicht zuckte: „Nun, Herr Doktor, ist die sehr ernste, sehr wichtige Arbeit in vollem Gange? Auf Ihre Begleitung rechnen wir heute gar nicht. Gott bewahre!" Sie eilte lachend davon. Ich warf schleunigst meine Papiere und Bücher zusammen, ergriff meinen Hut und eilte ihnen nach. „Verzeihen Sie dem wilden Mädchen," sagte Pauline, als ich sie erreicht hatte, „sie ist noch wie ein Kind." — Auch sie sagt es! — „So würden Sie mir kein Wort gegönnt haben?" fragte ich. „Nein," entgegnete sie ruhig. „Sie sagten uns heute Morgen, daß wir Sie in der Arbeit gestört haben,

und da ich Sie nicht für eine Grille langweiliger Gelehrten halte, so hätte ich gewartet, bis Sie selbst einmal wieder Lust zu einem Gange mit uns gehabt." Sie sagte das so einfach und freundlich und doch in einem Tone und einer Art, die mich zwangen, etwas wahrscheinlich sehr Ungereimtes, über augenblickliche Verstimmung, unrichtig gewählten Ausdruck, Unlust u. s. w. zu stottern. Es ist merkwürdig, wie leicht mich Paulinens gesammelte, stille Art aus der Fassung bringt! Sie war freundlich, wie immer, unsere Unterhaltung stockte auch keinen Augenblick, aber es schien mir, als ob sie zurückhaltender wäre als sonst, als ob sie mir meine Unhöflichkeit vom Vormittage noch nicht ganz vergeben hätte. Ich selbst war etwas zerstreut, da ich mir immerfort sagte, daß, wenn ich überhaupt Lucy nicht ganz aufgeben wollte, ich noch vor der unglücklichen Fahrt nach Heiligenberg ein Wort sagen müßte, das ihr oder Pauline zum Mindesten meine Absichten andeutete. Und doch konnte ich zu keinem Entschlusse kommen! Bruno, es ist ein Unglück, wenn man mit 36 Jahren, nachdem man vorher nie auf den wahnsinnigen Gedanken gekommen ist, heirathen zu wollen, plötzlich solche Allotria in den Kopf bekommt. Wer heirathen will, thue es jung, ganz jung, je jünger um so besser, dann stürzt er sich kopfüber in das Meer seiner Liebe — das ist ein sehr poetisches Bild, nicht wahr? Du hättest mir das nicht zugetraut, ich mir auch nicht — also in das Meer seiner Liebe, aber mit

36 Jahren, da kann man den Verstand darüber verlieren!! Ich wollte gewiß ein Dutzend Mal das verhängnißvolle Wort, oder doch wenigstens eine Einleitung zu diesem verhängnißvollen Worte zu Lucy sprechen, dann sah ich in ihre blauen Kinderaugen und hielt es plötzlich für den höchsten Wahnsinn, dieses Kind heirathen zu wollen, ein verzweifelter Zustand! Diese Nacht soll noch darüber hingehen, morgen früh muß ich mich entscheiden, ehe sie nach Heiligenberg fahren, muß ich entweder gesprochen haben, oder entschlossen sein, sie dem Jugendfreunde zu überlassen. Wenn ich einen Korb bekomme, wenn sie ihn vorzieht, denke Dir diese Schmach, diese Schande, von einem 17jährigen Kinde abgewiesen zu werden. Ich habe ja keine Ahnung, ob sie mich liebt! Es ist zum Rasendwerden! Also morgen ist der große Entscheidungstag! Gute Nacht, Bruno, ich will schlafen gehen, vielleicht läßt der Himmel über Nacht irgend ein Zeichen und Wunder geschehen.

3. August.

Nun ja, wieder eine neue Wendung des Dinges; ich soll nicht zum Ende und nicht zur Ruhe kommen. Was nun? Ich bin in einer Aufregung, die mich noch ruiniren wird. Ich fiebere entschieden, ich bin schon so weit gekommen, daß ich meinen Puls geprüft habe. Also — — Ich kam heute Morgen, daß ich Dir's nur gestehe, noch immer nicht entschlossen, aus meiner Klause. Ich schlendere hier und dort herum, in der Hoffnung,

oder vielleiht auch in der Furcht, daß der Zufall über mich entscheiden soll, ich gehe an dem Zelte vorüber, grüße — Pauline ist allein, Lucy in Wirthschafts-Angelegenheiten, wie Pauline erklärt, in das Dorf gegangen. Es war das zum ersten Male um diese Stunde, also ein Wink des Schicksals, dem ich folgen mußte. Ich setze mich zu Pauline und beginne ein Gespräch, von dem ich hoffe, daß es mir Gelegenheit geben soll, mich über Lucy's Gefühle zu orientiren, zu erfahren, ob ich alter Knabe mich nicht der bodenlosen Lächerlichkeit aussetze, von diesem Kinde einen Korb zu bekommen. Ich fing die Sache sehr ungeschickt an, es ist wahrhaftig viel leichter, über den Zustand eines Patienten klar zu werden, als über die Gefühle eines Mädchenherzens, Du hättest das tausend Mal besser verstanden, Bruno, Du wärest so besonnen und genau dabei zu Werke gegangen wie bei einem Zeugenverhöre. Deine glückliche Natur hätte Dich auch in diesem Augenblicke nicht verlassen! Da ich aber nicht Du bin, sondern ich, so leitete ich es minder gut ein und versuchte auf einem großen Umwege zum Ziel zu gelangen. Ich sprach von ihrem schönen, schwesterlichen Zusammenleben, von ihrer Uebereinstimmung, so daß kein Gefühl oder Gedanke der Einen, vor der Andern verborgen gehalten werde. Es schien mir, als ob ich mich in einen recht gelungenen Redefluß hineingesprochen hätte, aber vielleicht war das eine der angenehmen Selbsttäuschungen, die man sich so gern bereitet, denn

es kam mir, nachdem ich eine Weile gesprochen hatte, so vor, als ob Pauline mich mit ihren großen ernsten Augen etwas erstaunt ansah. Das brachte mich wieder einmal völlig aus der Fassung, ich fürchtete irgend etwas sehr Lächerliches gesagt zu haben, und brach mitten im Satze ab. Natürlich sah sie mich nun noch erstaunter an, machte dann aber doch so, als ob sie nichts bemerkt habe und erwiderte: „Ja gewiß, es ist ein schönes und beglückendes Band, das uns Beide vereinigt, und je fester es uns zusammenhält, je mehr ich mich seit meiner frühesten Jugend mit meinem ganzen Sein an Lucy angeschlossen habe, mit ihr gleichsam verwachsen bin, um so schwerer kann ich mich an den Gedanken der Trennung gewöhnen, die, wenn sie erst eintritt, doch der natürlichen Beschaffenheit des menschlichen Herzens nach mit der äußern, ganz allmählig auch eine innere wird.“ „Wie sollte das möglich sein?“ fragte ich, da ich wirklich denn Sinn ihrer Worte nicht begriff. Sie mißverstand meine Frage und erwiderte: „Möglich? lieber Doktor, sollten Sie nicht die Art und Natur des Menschen kennen, daß das ganz äußerliche Miteinanderleben, das Theilen der kleinen Erlebnisse des Tages, der kleinen Leiden und Freuden, die jede Stunde bringt, ein mächtiges Bindemittel der Herzen ist? Ich meine, wir Menschen sind einmal so mit dem äußern Dasein verwachsen, daß die Form und die Gestalt desselben, auch auf das innerliche Leben mit seinen Gefühlen und Empfindungen, einen mächtigen

Einfluß übt. Die Trennung ist ein arger Feind auch der zärtlichsten und innigsten Herzensbande, mit dem äußerlichen Ineinanderleben geht das innere sehr leicht Hand in Hand.“ „Gewiß, Sie haben recht, vollkommen recht,“ entgegnete ich, „aber was sollte, was könnte Sie bestimmen, sich von Ihrer Schwester zu trennen? Sie gehören unbedingt und fraglos zu einander. Ihr Wesen bildet zusammen eine schöne Harmonie.“ — „Nur so lange kein Dritter zwischen uns steht, dann möchte aus der Harmonie leicht eine Disharmonie werden. Die Ehe darf allzeit nur ein Duett sein, aber nie zu einem Trio umgeschaffen werden.“ Ich glaube, ich habe Dir ihre Worte getreu wiederholt und muß zugeben, daß nichts in ihnen darauf hindeutete, daß sie von diesem ehelichen Duett in Bezug auf sich sprach, aber sei es gewesen was es wolle, vielleicht die leise Röthe, die in ihrem Gesichte aufgestiegen war, genug, mich überfiel plötzlich der Gedanke, daß sie selbst heirathen werde, eine Möglichkeit, an die ich bisher noch nie gedacht und die mich so unvorbereitet traf, so überraschte und bewältigte, mir aber auch zugleich so thöricht und unerhört vorkam, daß ich in die Worte ausbrach: „Sie wollen sich vermählen, Pauline? Sie? das ist ja ganz unmöglich!“ Das war nun sehr taktlos und jedes gewöhnliche Mädchen hätte es mir mit vollem Recht sehr übel genommen, aber Pauline ist eben anders — als die große Menge. Sie erröthete nur tief und es war wohl kein Zufall, daß in diesem Augen-

blicke ihr Taschentuch zur Erde fiel und sie sich bückte es aufzuheben. „Ihr Erstaunen war freilich nicht sehr galant aber um so aufrichtiger und das ist mir lieber,“ sagte sie dann ganz unbefangen, mit einem heitern Lachen. „In meinem Alter“ — Ich unterbrach sie mit sehr übel angebrachten Entschuldigungen, der gar nicht zu entschuldigenden Taktlosigkeit, versicherte, daß nur meine Ueberraschung an dem ganzen Unheil schuld sei, daß von ihrem Alter überhaupt gar nicht die Rede sein könne, daß — daß — ja ich weiß nicht was. Ich muß es aber wohl sehr ungeschickt angefangen haben, denn sie lachte wieder und sagte: „Lassen Sie nur alle Entschuldigungen, lieber Freund, es ist vollkommen richtig, mit 28 Jahren sind wir Frauen nicht mehr jung. Im Uebrigen aber haben Sie mich mißverstanden, ich meinte mit dem Dritten, der zwischen uns treten würde, den Mann, der Lucy aus unserem Hause führen wird.“ Ich wußte wirklich nicht, was ich davon denken sollte. „Lucy aus Ihrem Hause führen?“ fragte ich erstaunt. „Lucy's Haus würde, müßte doch zu aller Zeit auch das Ihre sein, der Mann, der um Lucy's Hand bittet, wird wissen, daß Ihre Gegenwart für sein Haus nur das größte Glück sein kann.“ „Jetzt schmeicheln Sie und das ist nicht hübsch von Ihnen,“ entgegnete sie. „Wie können Sie denken, Pauline,“ rief ich, „Sie kränken mich! Lucy bedarf Ihrer, Sie gehören untrennbar zu einander, Ihr Ernst, Ihre Milde, Ihre Klarheit und Besonnenheit müssen in dem Hause neben

Lucys kindlicher Fröhlichkeit walten, Sie erst werden — —" „Halt, Halt, lieber Doktor," unterbrach sie mich, „der Mann, der Lucys Herz und Hand bekommt, hat einen Schatz gewonnen, und braucht zu seinem Glücke nichts weiter, das merken Sie sich. Sie werden mich auch hoffentlich nicht für so unbesonnen halten, daß ich mich je entschließen könnte, die früher oder später doch immer störende Dritte in einem jungen Haushalte sein zu wollen. Wenn Lucy heirathet, so bleibe ich bei der lieben alten Tante, das ist eine fest beschlossene Sache, und das einzig Richtige." „Pauline," rief ich und ergriff ihre Hand, „das kann nicht Ihr Ernst sein, Sie können diesem jungen Haushalte, wie Sie ihn nennen, den Segen Ihrer Persönlichkeit nicht entziehen wollen". „Sie schmeicheln schon wieder," entgegnete sie lächelnd, aber ich sah doch, daß ihre Augen feucht waren und die Stimme klang nicht ganz so ruhig als sonst. „Sie müssen einsehen, daß ich das Richtige wähle, wenn es auch nicht leicht ist." Ich war so aufgeregt und erschreckt, daß ich vielleicht noch die thörichsten Dinge gesagt hätte, wenn nicht plötzlich Lucy vor uns gestanden hätte. Ich ließ Paulinens Hand los und sprang auf. — „Bleiben Sie nur hier," sagte Lucy, die garnichts Ungewöhnliches zu bemerken schien, „Sie ungalanter Herr, ich will Gnade für Recht ergehen lassen und Ihnen, trotzdem Sie so unhöflich fortlaufen wollten, von den guten Sachen geben, die ich mitgebracht habe." Sie hob den Deckel von dem kleinen Korbe, den sie in

der Hand hatte und der ganz mit den köstlichsten Kirschen gefüllt war. Pauline beugte sich darüber und nahm einige heraus. Sie schien die besten auszusuchen, ich bemerkte aber, daß sie mit der andern Hand unterdessen über die Augen strich — um die Thränenspuren zu verwischen. Ich nahm nun auch einige von den Kirschen, die mir Lucy anbot, aß sie, ohne sie aber irgendwie in ihrer Schönheit zu würdigen, wie sie versicherte. Ich war so aufgeregt und zerstreut, daß ich kaum hörte, was die Beiden sprachen und machte sobald als möglich, daß ich fortkam. Was soll ich nun thun? Ich war wirklich entschlossen, um Lucys Hand anzuhalten, ich glaube wenigstens, ich war mit mir im Klaren, aber nun ist plötzlich Alles anders geworden. Lucy ist ein Kind, sie kann ohne Paulinens Führung und Leitung unmöglich eine Hausfrau werden, wie ich sie mir nicht nur wünsche, sondern ganz nothwendig brauche. Was nützt mir all ihr Liebreiz, ihre kindliche Fröhlichkeit, wenn sie mich nicht versteht, meine Interessen nicht theilt, die Suppe versalzen, den Braten verbrennen läßt, und wenn sie vor Allem, das ist das Schlimmste — Zerstreuung will, wenn ich Ruhe brauche. Wenn sie mit ihren 17 Jahren den ganzen Tag allein gesessen hat, dann will sie natürlich am Abend ein Vergnügen, eine Zerstreuung haben, während ich müde und matt aus der Praxis komme und Ruhe brauche. Ja, wäre Pauline bei uns, dann würde alles anderes sein. Sie will nicht kommen! Weshalb nicht! Denn

daß sie meine Absicht durchschaute, daß sie weiß, daß ich Lucy liebe — liebe!! — daß ich ihre Hand wünsche, darüber war kein Zweifel. Bin ich ihr unangenehm, habe ich sie beleidigt, gekränkt? ich bin in Verzweiflung und weiß nun wieder nicht was thun. Die ganze unglückliche Sache ist in ein neues Stadium getreten; ich habe mir den günstigen Augenblick entgehen lassen und heute Nachmittag fahren sie nach Heiligenberg und dann wird der unvergleichliche Ernst mir zuvorkommen und ich werde als der Geprellte davongehen können. Wie sie bewegt war, wie sichtbar erregt, so sehr sie es zu verbergen strebte. Sie heirathen! Es ist eine lächerliche Idee! es ist ja ganz unmöglich! Und nun mußte sie glauben, daß ich sie für zu alt hielte! Mir wirbeln alle Gedanken im Kopfe herum, die Buchstaben tanzen vor mir auf dem Papiere, ich will hinaus ins Freie, vielleicht daß mir dann leichter wird.

4. August.

Das war gestern ein Tag, ein Abend! O Bruno, ich bin ein unglücklicher Mensch, ich möchte fort, weit fort, aber ich kann mich nicht entschließen, und es würde auch nichts nützen, ich kann doch das hier Erlebte nicht ungeschehen machen, die braunen Mädchenaugen würden mich verfolgen, mein einsames Zimmer würde mich kahl und leer anstarren; o Bruno, ich fürchte mich vor der Einsamkeit! Und das Schlimmste ist, daß ich mich vor mir selbst schäme, daß ich, der ich doch sonst leidlich

verständig war, plötzlich zum Thoren, zum sentimentalen Schwärmer geworden bin!

Höre denn! Gestern Nachmittag erschien also Herr Ernst Wandel — wie mir dieser Mensch verhaßt ist! — um sie nach Heiligenberg abzuholen. Es war ein famoser Wagen, ich glaube, ein Landauer, dunkelgrün mit weißem Damast ausgeschlagen, die feurigen, schönen Rappen, der Kutscher in einer neuen eleganten Livrée; der alte Jochem sah freilich wunderlich genug in dem neuen Anzuge aus.

Ernst sprang aus dem Wagen mit einer Gewandheit, die ich seiner Korpulenz gar nicht zugetraut hätte. Beide Mädchen kamen ihm schon entgegen. Sie sahen reizend aus, Pauline in einem hellen und luftigen Kleide, wie ich sie noch nie gesehen, den Hut mit einem Strauße von schönem, feingefiedertem Farrenkraut und rothen Beeren geschmückt.

Pauline wollte, die Pferde sollten sich noch eine Weile Ausruhen, aber er ging nicht darauf ein, er wollte sie sobald als möglich in Heiligenberg haben, und die Thiere schienen auch nicht müde. Er hatte ja auch recht, wer könnte es ihm verdenken!! Ich wollte mich nicht mehr blicken lassen, aber als sie zum Wagen gingen — lache mich aus, Bruno — da hielt es mich nicht länger, ich mußte sie noch sehen, ihnen noch Lebewohl sagen. Sie reichten mir Beide die Hände, Lucy empfahl mir neckend an, ich solle recht fleißig sein. Pauline sagte, nur einfach: „Adieu, lieber Doctor,“

sehr freundlich und heiter, aber es schien mir, als ob sie geweint hatte, und ich brachte es unwillkürlich mit unserm Gespräche am heutigen Frühmorgen in Verbindung.

Wandel schüttelte mir auch die Hand, und als er einsteigen wollte, wandte er sich noch einmal um und sagte: „Es ist so seltsam, daß Sie nicht mit uns fahren, ich fürchte fast, ich bin nicht dringend genug in meiner Aufforderung gewesen, entschließen Sie sich jetzt noch schnell, Sie sehen, es ist ausreichend Platz für Sie!“ „Kommen Sie mit nach dem schönen Heiligenberg, es wird dort reizend sein, „rief Lucy, in die Hände klatschend.

Ich gestehe Dir, ich stand einen Augenblick zögernd, obgleich ich wohl wußte, daß Wandels Aufforderung nur eine von der Höflichkeit eingegebene war, und er meine Gegenwart durchaus nicht wünschte. Ich sah Paulinen an, sie schwieg, und ich hätte darauf schwören mögen, daß ihre Augen voll Thränen standen. Hätte sie ein Wort gesagt, nur ein einziges Wort, weiß Gott, ich wäre thöricht genug gewesen mitzufahren. So aber wiederholte ich meine Ablehnung und blieb zurück in einer Stimmung — nun empfinde es mir nach, in welcher! Das kannst Du, glücklicher Sterblicher, freilich nicht, Du weißt gar nicht, was Stimmung heißt. Dein beneidenswerthes Temperament kennt diesen herrlichen Zustand nicht, in dem man sich und die ganze Welt umher morden möchte. Also ich blieb allein, versuchte dies und das vorzunehmen, nichts wollte glücken. Ich warf Bücher und Papiere zusammen und lief in

den Wald hinein. Ich war ziellos weiter gegangen ohne einen Blick oder Gedanken für die ganze Waldespracht zu haben, die doch sonst immer mein Herz erfreut hatte, ich war aber mit allen meinen Gedanken in Heiligenberg und mußte mir fortgesetzt vorstellen, wie sie dort froh und glücklich sein würden ohne mich, ohne auch nur einen Moment des langweiligen Gesellen zu gedenken, der da wie ein Wahnsinniger umherlief und an sie dachte, mußte mir vorstellen wie vielleicht gerade in diesem Augenblicke die Würfel dort fielen und so auch über mein Geschick entschieden würde. So war ich ohne es zu wissen an den Waldesrand gekommen, ich trat hinaus, und das köstliche Bild, das vor mir lag, fesselte plötzlich mit Gewalt meinen Blick. Die weite Fläche, ganz mit dem in üppigster Fülle wuchernden und blühenden Haidekraut bedeckt, ein rother leuchtender Teppich, links zur Seite in weitem Halbrund der Waldesrand, das Bild begrenzend, während sich zur Rechten eine große, reich bewaldete Schlucht öffnet und steil zum Meer hinabsenkt, das im tiefsten Dunkelblau strahlte, durch das sich einzelne smaragdgrüne Streifen wie leuchtende Bänder hinzogen. Ich stand eine Weile ganz im Anschauen verloren dann warf ich mich zur Erde nieder.

Wie oft hatte ich so gelegen, auf den weichen Boden gebettet und hatte in den Himmel hineingestarrt und die Gedanken über mich hinziehen lassen — oder vielleicht auch nichts gedacht, nur empfunden; empfunden

daß die Welt so weit, so schön sei, daß viel Glück und Befriedigung auf ihr Platz habe. Seltsam, wie die Natur doch immer nur das zu uns spricht, was wir selbst in sie hineinlegen. Heute empfand ich einmal wieder die ganze Schwere, die ganze stürmische Gewalt des Kampfes um's Dasein, die ich in dem friedlichen Stillleben, dem gedankenlosen Hindämmern hier fast vergessen hatte. Die ganze Natur ist ja nur ein Bild dieses Kampfes, nichts von dem Frieden, der Stille, die man bei flüchtigem Hinschauen zu finden glaubt. Kampf und Streit, ein wüstes Bild! Und gerade so ist es auch unter den Menschen. Der Eine baut seine Wohnung auf den Trümmern des Hauses, das er dem Andern abgebrochen. Du kämpfst um das Stück Erde auf dem du festen Fuß fassen willst wie ein Löwe, und alle humanen Bestrebungen, die unser Zeitalter kennzeichnen, werden diesen Kampf des Menschen gegen den Menschen, der so alt wie das Menschengeschlecht selbst ist, nicht enden. Und so trübe das Bild ist, so hoffnungslos dies Ringen um die Existenz, dieses in Waffenstehen Eines gegen Alle und Aller gegen Einen erscheint — Leben ist Kampf und ohne Kampf überhaupt kein Leben. — Das ist die Theorie — die Praxis dieses Kampfes ist freilich oft recht ermüdend und entmuthigend — zumal für den, der eben unterliegt. Das waren ungefähr die Gedanken, die ich mir gestern aus dem blauen Himmel herauslas — thöricht genug, daß ich sie Dir mittheile, Du hast sie mehr als einmal schon

von mir entwickeln gehört und auf Grund Deines harmlos liebenswürdigen Charakters widerlegen wollen, wenn auch nach meiner Ueberzeugung nicht können. Jetzt genug davon! Wie lange ich so da gelegen, weiß ich nicht, erst die Dämmerung schreckte mich auf. Ich ging an den Strand hinunter, vielleicht um durch das leise gleichförmige Rauschen der Wellen den Sturm in mir beruhigen zu lassen, vielleicht auch um nach Heiligenberg hinüber zu sehen und mir mit selbstquälerischer Genauigkeit vorzustellen, was eben jetzt dort geschehen möge. Du siehst aus dem Allen mein Freund, daß ich gestern schon vor der Katastrophe, vorahnend was kommen würde, in der besten Laune war, in der Laune, in der ich mich in meiner Studentenzeit einzuschließen und selbst Dir den Eintritt zu verweigern pflegte, weniger aus Menschenhaß, als aus Menschenliebe, die wie Du zu Deinem Schaden entdecken wirst, jetzt weniger rege bei mir ist, als damals, da ich Dich heute erbarmungslos mit allen meinen Stimmungen überschütte. Ich konnte mich nicht entschließen nach Hause zu gehen, ich lief am Strande entlang und erst als der Mond schon hoch am Himmel stand, trat ich den Heimweg an. Ich ging über die Haide und konnte weithin schon sehen, daß die Lampe in dem Zelte brannte — sie waren also zu Hause. Ich versichere Dir Bruno, das Herz schlug mir, daß ich kaum athmen konnte. Ich ging in einem weiten Bogen um das Haus herum, der Wagen stand vor der Thür — er

war also noch bei ihnen. Der alte Jochem war abgestiegen und stand bequem an den Wagen gelehnt, eifrigst beschäftigt ein mächtiges Butterbrod zu verzehren, das ihm wahrscheinlich Lucy höchst eigenhändig gestrichen hatte. Niemand entgeht seinem Schicksale, so trieb es mich denn heute auf einmal, dieses alte Familieneigenthum anzureden; es war wohl der unbestimmte Wunsch etwas von dem zu erfahren was in Heiligenberg vorgegangen war. Nun, ich erfuhr genug! Ich glaube, ich fragte zunächst, ob den Damen Heiligenberg gefallen habe, ob es schön dort sei, und der Alte strömte über von dem Lobe des Gutes auf dem er geboren, groß und alt geworden, ohne je ein anderes Stück Erde kennen gelernt zu haben und schloß daran das Lob seines Herrn, den er noch auf den Armen getragen, mit dem er gespielt habe und der der beste Mensch sei, den es auf der weiten Welt geben könne, dem der liebe Herrgott zum Lohn für alles Gute, das er an seinen Leuten thue, ich weiß nicht wie viel Glück in den Schooß werfen müsse — aber das würde auch nicht ausbleiben, fügte er hinzu, und machte dabei eine bedeutungsvolle Wendung nach der Seite, von wo das röthliche Lampenlicht durch das Zelt leuchtete. Du kannst Dir denken, daß mir dabei heiß wurde vor innerer Erregnng. Ich bezwang mich aber nnd fragte ruhig, als ob ich ihn nicht verstanden hätte: „Nun, was meint Ihr, Jochem, wird denn der Herr nicht bald heirathen? er ist doch in den Jahren!“ Der

Alte lachte verschmitzt. „Nun,“ sagte er gedehnt, „ich weiß wohl warum wir so oft hierher fahren, daß die Pferde kaum Zeit haben, sich auszuruhen und warum wir schon den ganzen Winter immer unterwegs waren. Kaum acht Tage waren wir zu Hause, dann hieß es: Jochem wir müssen in die Stadt, ich habe sehr viel zu thun. Wenn der Herr nur Courage hätte, dann wären wir längst so weit, aber ihm fehlt die Courage, gerade so wie dem alten Herrn, der war auf ein Haar wie der Sohn.“ Es war so dunkel, daß Jochem wohl schwerlich meine Züge erkennen konnte und meine Stimme hatte ich noch in der Gewalt: „Also auf Frl. Lucy hat Euer Herr ein Auge?“ fragte ich, „ja, ja, sie ist jung und hübsch genug.“ Jochem schüttelte den Kopf. „Das hilft uns nichts, daß sie jung und hübsch ist,“ sagte er, „mit der Jüngsten machen wir uns nichts zu thun. Wir kommen nach der Aeltesten, das wird eine Frau für uns sein! Wenn wir die erst in Heiligenberg haben, dann wird's ein anderes Leben dort sein!“ Er sagte wohl noch mehr zum Lobe Paulinens, ich hörte nichts davon, die Gedanken jagten mir wild durch den Kopf, ich stürzte fort, ohne dem Alten gute Nacht gesagt zu haben. Pauline! Pauline! Sie will er haben, dieser Mensch, dieser unbedeutende Landjunker, den sie tausend Mal überragt, der soll diese Perle, diesen Schatz, dieses Mädchen, wie es nur das eine giebt, heimführen! Es ist ja unmöglich! undenkbar! Darum also wollte sie nicht in Lucy's künf-

tiges Haus, darum der Gedanke der Trennung von ihr, darum! o, nun verstehe ich Alles, ich Thor. Bruno, von dem Augenblicke an, da ich hörte, daß dieser Jugendfreund seine Hand nach ihr ausstreckt, von dem Augenblicke an wußte ich plötzlich mit schauderhafter Klarheit, daß ich sie liebte. Pauline, Pauline und keine sonst. Ich begreife mich selbst nicht, daß ich dieses flüchtige Wohlgefallen an Lucy, an ihrer Anmuth und Lieblichkeit für Liebe halten konnte! Pauline war es, die mir mein Haus schmücken sollte, sie allein kann mich verstehen, mein Leben theilen, bei ihr würde ich Interesse bei meinen Arbeiten und bei meinen Erholungen gefunden haben, sie ist das Weib, das ich zu meinem Glücke bedarf. Lucy ist ein Kind, ein reizendes gewiß, aber nur ein Kind! Wie konnte ich glauben sie zu lieben, ich verstehe mich selbst nicht. Pauline habe ich geliebt vom ersten Augenblicke an, ihr Auge, ihre Stimme, ihre ernste Milde, wie habe ich das Alles von Anfang an bewundert, geliebt, ohne es zu ahnen. Erst nun ich sie verlieren soll, weiß ich wie sehr! Und an wen verlieren! An diesen unbedeutenden, nichtssagenden Menschen, der nichts weiter für sich hat, als daß sie sich seit ihrer Kindheit kennen und, daß er sie liebt. O ich liebe sie auch, tausend und tausend Mal mehr, und doch soll Alles aus und vorbei sein! Ich habe die halbe Nacht auf der Haide zugebracht, ich lief wie ein Toller umher, ohne Plan und Ziel und ließ von der Nachtluft meinen glühenden Kopf

fühlen, dann warf ich mich auf die Erde und habe das Gesicht in das Haidekraut gedrückt und — geweint, geweint wie ein Kind. O, es ist weit mit mir gekommen, daß ich's thue, und mich nicht einmal scheue, Dir solche kindische Thorheit zu gestehen! Der Morgen dämmerte schon als ich müde und matt nach Hause kam. Heute scheint die Sonne so hell wie nur möglich und der Himmel lacht so blau als je, mich ärgert Sonne und Himmel, für meine Stimmung wäre heute gerade Sturm und Regen recht, je toller der Aufruhr der Elemente, um so besser! Dürfte ich sie nur heute nicht sehen, ich glaube ich schließe mich in meine Kammer ein, mag sie denken ich sei krank, sie wird sich wenig darum kümmern in ihrem bräutlichen Glücke! Ich muß aber doch wissen ob der schmerzliche Zug, der gestern auf ihrem Gesichte lag, heute verschwunden ist. Gestern war sie nicht so ruhig und heiter als sonst, das steht fest, vielleicht fühlt sie sich nicht wohl. Da müßte ich denn doch als Arzt nachsehen; ihre Augen waren trübe und sie sah bleich aus. O dieser Rittergutsbesitzer, ich könnte ihn morden! Lebe wohl Bruno, der Himmel bewahre Dich, daß Du auf deinem Lebenswege nicht solchen braunen Augen begegnest.

Dein unglücklicher Franz.

Den 9. August.

Du hast vier Tage Ruhe vor mir gehabt und nun komme ich wieder in heller Verzweiflung zu Dir, Rath zu suchen! Nein, rathen kann mir kein Mensch, auch Du

kannst es nicht! Aber Du mußt hören, wie es mir ergangen ist, ich muß Dir mein übervolles Herz ausschütten. Das ist die Folge davon, wenn ein solider, alter Mensch auf die Idee kommt, heirathen zu wollen!

Was fange ich nun an? Was muß sie von mir denken? Also höre: Seit jenem Abend war Wandel nicht hier gewesen. — Unser Leben war ganz das frühere, wir gingen täglich zusammen spazieren, tranken zusammen Thee — es war, als ob nichts zwischen den früheren Tagen und den jetzigen läge. Lucy äußerte einige Male ihre Verwunderung, daß Ernst nicht käme. Er ist wohl beschäftigt, meinte Pauline oder sie schwieg ganz dazu, in keinem Falle schien sein Ausbleiben einen Einfluß auf ihre Stimmung zu üben — ich brauche Dir nicht zu sagen, daß das wiederum einen um so größeren Einfluß auf meine Stimmung äußerte. Es waren Tage des Schwankens und Zagens, aber ich war doch glücklich, Bruno, mich belebte eine neue Hoffnung und nun in dem Bewußtsein meiner Liebe zu Pauline, die ich mir bisher selbst nicht gestanden hatte, fühlte ich erst voll und ganz das Glück ihrer Nähe, den Zauber ihres Wesens. So waren die Tage vergangen, Du wirst mich auslachen, wirst mich einen unentschlossenen Menschen nennen, daß ich mein Schicksal nicht zur Entscheidung brachte, aber ich will Dir gestehen, Bruno, ich fürchtete mich vor dieser Entscheidung, die auf einmal all meinem Glück ein Ende machen konnte — mußte. Denn hatte ich nicht ihre herzliche Zunei-

gung zu diesem Unglücksmenschen aus jedem ihrer Worte herausgefühlt, wußte ich nicht, daß sie ihm gut ist, und wußte ich nicht, daß er sie liebt, denn der alte Jochem war eine sichere, vollkommen sichere Quelle, also eine Hoffnung für meine Zukunft konnte ich nicht haben, aber ich versuchte die Zukunft zu vergessen und nur der Gegenwart zu leben, und es gelang mir. So leichtsinnig, so jugendlich bin ich geworden, Alles die schrecklichen Folgen der Liebe, o sie ist eine schlimme Krankheit, eine wahre Epidemie, vor der sich Keiner sicher dünken möge. Eigentlich waren die Tage auch nicht schön, ich fühlte mich unglücklich, verrathen, verkannt, das ist nun in der Erinnerung Alles anders. Heute — nun komme ich endlich zu der Katastrophe, dies war nur die Einleitung — heute war Lucy unwohl, nichts als eine kleine Erkältung, die gar nicht von Bedeutung war, aber doch Pauline in einige Sorge versetzte. Sie war in dieser Sorge, in ihrer zärtlichen Bemühung um Lucy bezaubernd, ich könnte mir eine schwere Krankheit wünschen, nur um mit solcher Liebe und Zartheit gepflegt zu werden. Pauline ist sicher eine vollendete Krankenwärterin.

Also Lucy war unwohl und hatte sich am Nachmittage auf meinen Rath für einige Stunden niedergelegt. Laß Dir gestehen, daß ich mit diesem ärztlichen Rath, der übrigens ganz gut und vernünftig war, die Hoffnung verband, einmal mit Pauline allein sein, vielleicht sogar mit ihr allein spazieren gehen zu können.

Da hatte ich aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht — sie wollte Lucy nicht verlassen und blieb bei ihr im Zimmer. So hatte ich mich selbst um ihre Gegenwart, um ihren lieben Anblick betrogen, und es hätte wahrhaftig Lucy nichts geschadet, wenn sie bei dem herrlichen Wetter einige Stunden draußen gewesen wäre! Ich war sehr verstimmt und ging im Hader mit der ganzen Welt und am meisten mit mir selbst allein spazieren, denn da unter den Kirschbäumen zu bleiben und zu wissen, hinter diesem Fenster, unmittelbar neben dir, sitzt sie und du kannst sie nicht sprechen, nicht einmal sehen, das wäre ganz unmöglich gewesen — eine Tantalusqual! Also ich ging durch den Wald nach dem Waldhäuschen, ein romantischer Weg, den wir oft zusammen gemacht hatten. Er schien mir aber heute langweilig, und der hübsche Platz unter den alten Linden, auf dem wir dort immer gesessen hatten und von dem aus man tief in den Wald hineinsieht, kam mir heute so melancholisch, so düster vor, daß ich mich eiligst wieder fortmachte. Wie ich an die Stelle komme, wo der Fußweg auf den breiteren Fahrweg mündet, der den Wald ganz durchschneidet, sehe ich in der Ferne eine Staubwolke, wie von einem herankommenden Wagen. Mir ahnte etwas — unwillkürlich trat ich hinter einen dicken Eichenstamm, der mich vollständig verdeckte, ich war eben jetzt nicht in der Stimmung, dem glücklichsten Sterblichen, den es unter der Sonne giebt, zu begegnen. Richtig, es waren

die Heiligenberger Rappen, sie kamen herangesaust, und als sie ganz in meiner Nähe waren, rief Ernst mit Donnerstimme: „Halt!“

Ich fürchtete schon von ihm entdeckt zu sein, und wollte fast die Flucht ergreifen, besann mich aber noch zu rechter Zeit darauf, daß das doch nicht thunlich sei. Er hatte mich nicht gesehen, der Wagen hielt unmittelbar vor mir. „Jochem“ ruft er dem Kutscher zu, „Jochem ich wollte Dir nur sagen, daß Du umwenden sollst, ich will doch lieber nach Hause fahren.“ Jochem schüttelte den Kopf und sagte ohne sich umzusehen, sehr bestimmt: „Daraus wird heute nichts. Wir fahren den Weg heute schon zum dritten Male ohne weiter zu kommen. Am Dienstag hieß es hier: Jochem dreh' um, am Donnerstag hieß es wieder an der Eiche: Jochem dreh' um. Das ist ja ein Hexenbaum, aber ich laß mich nicht verhexen. Heute ist Sonnabend und zum dritten Male drehen wir nicht um, das schickt sich für uns nicht. Wir sind Soldat gewesen, wir müssen Courage haben.“ Ernst war unruhig hin und hergerückt. „Jochem ich sage Dir wende um, es geht nicht, ich habe es mir überlegt und ich will nicht,“ wiederholte er. „Wir haben es uns schon längst überlegt und wir wollen,“ entgegnete Jochem lakonisch, „wir haben blos keine Courage, darüber sollten wir uns schämen. Wir brauchen eine Frau und gerade diese paßt für uns und sie gefällt uns und wir können uns vor jeder Frau sehen lassen solch ein stattlicher braver Mann

und solch ein schönes Gut, es ist eine Schande, da keine Courage zu haben! Gerade, so wie der selige Herr! Aber daraus wird nichts! Wir fahren zu." „Jochem ich befehle Dir umzuwenden, Du vergißt Deine Stellung, ich habe Dir manche Freiheit gestattet und daher mißbrauchst Du meine Güte, ich befehle Dir jetzt nochmals umzuwenden!" sagte Ernst mit dem mühsamen Versuche seiner Stimme eine gebieterische Festigkeit zu geben. „Ach was da," antwortete Jochem mit unerschütterlicher Ruhe, „thue der Herr nur nicht so böse, wir kennen uns ja von klein auf, ich habe den Herrn ja auf den Armen getragen und meine es gut und das weiß der Herr auch. Gerade so wie der selige Herr, der wollte auch solche Miene aufsetzen wie ich ihm sagte: „Wir müssen Ernst machen, wir wüssen das Fräulein Lottchen haben, sonst kommt uns ein Anderer zuvor und sie ist jung und hübsch und wird auch keine alte Jungfer werden wollen und wenn der, den sie haben will nicht kommt, nimmt sie auch einen Andern." „Jochem das verstehst Du nicht," sagte er, „kümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen." „Wir müssen," sagte ich. „Schweig' still und da ist die Thür," sagte er — aber Nachmittags fuhr er zum Fräulein und Abends sagte er zu mir: „Jochem ich bin der glücklichste Mensch und Du hast ganz recht gehabt." Der selige Herr hatte auch keine Courage — und sind doch Alle Soldat gewesen, es ist nicht zu glauben. Also kurz und gut, heute wird nichts aus dem Umwen-

den, zwei Mal habe ich es gethan, zum dritten Male thu' ich's nicht wieder, wir müssen Courage haben." Er zog den Zügel an, aber Ernst griff nach seinem Arme: „Laß mich nur wenigstens einen Augenblick aussteigen," sagte er, „ich will hier noch einen Schluck Bier trinken, dann mag es in Gottes Namen darum sein!" Jochem schüttelte wieder den Kopf und sagte: „aus dem Aussteigen wird auch nichts, dann gehen wir zu Fuß nach Hause, so dumm ist der alte Jochem auch nicht, und wenn Einer zu seiner Braut fährt, die ein wahrer Engel ist, so gut und so schön und so sanft, dann braucht er auch nicht vorher noch ein Glas Bier zu trinken. Wir werden zufrieden sein, wenn wir erst die Frau im Hause haben." Damit ergriff er die Peitsche und der Wagen fuhr an mir vorüber. Für jeden unbefangenen Zuschauer wäre die Scene überwältigend komisch gewesen — was ich dabei empfand, kannst Du Dir denken! Darum also war er so lange nicht gekommen, weil er nicht den Muth gehabt hatte und jetzt in diesem Augenblicke sollte die Entscheidung kommen, ich meinte lange darauf vorbereitet zu sein, und fühlte nun doch erst, daß ich es nicht war, daß ich den Gedanken nicht fassen konnte, sie zu verlieren und noch dazu an diesen Ernst, diesen unbedeutenden Landjunker, dem gegenüber ich denn doch noch ein anderer Mann bin, wahrhaftig Bruno, ohne thörichte Ueberschätzung — ein anderer Mann! Ich wußte, er sprach sie nun allein, ich wahnsinniger Mensch hatte ja selbst

Lucy zu Bette geschickt, also kein Zweifel, daß jetzt Alles entschieden würde; ich konnte es nicht dulden, daß dieser Mensch, der sie kannte, von ihren Kinderjahren her, der weiß, welch' ein Engel sie ist, der weiß, daß er sich sicher keinen Korb holt, und der doch zweimal auf halbem Wege umgekehrt ist und zum dritten Male wieder umkehren will, daß dieser Mensch sie gewinnen soll, nein — es ist unmöglich, es darf, es kann nicht sein, ich habe es freilich nicht besser gemacht wie er — das ist wahr, aber ich bin auch nicht ihr Jugendfreund, ich habe diesen glücklichen Rivalen neben mir, ich weiß, daß ein Wort von mir uns trennt, also das ist anders! Aber wie ich jetzt mitten in der Nacht in meiner Kammer philosophire, so philosophirte ich da nicht, ich überließ mich ganz dem überwältigenden Gefühle: „Du kannst das nicht dulden, er darf das Wort nicht sprechen," und so stürmte ich fort, schlug den näheren Fußweg ein und hoffte noch vor ihm einzutreffen. Was ich eigentlich wollte, ich weiß es selbst nicht — denn was nützt mir der Aufschub, es war ein Instinct, ein dunkles Gefühl, das mich vorwärts trieb. Ich kam nach Hause, hörte in dem Zelte Paulinens Stimme und stand im nächsten Momente vor ihnen. Ich war ohne Besinnen gelaufen, so daß ich halb athemlos war, der Schweiß rann mir von der Stirn — ich habe gewiß sehr verstört ausgesehen, konnte auch kein Wort der Entschuldigung hervorbringen, daß ich so unversehens in das Zelt stürzte und mich — ohne eine

Aufforderung dazu abzuwarten — auf die Bank warf. Ich muß einen ziemlich sinn- und verstandlosen Anblick gewährt haben, denn ich bemerkte, daß, während ich mir den Schweiß vom Gesichte trocknete und zu Athem zu kommen versuchte, Pauline mich mit einem sehr erstaunten Blicke betrachtete. Ernst war über und über roth geworden und stammelte sehr verlegen einige abgebrochene Sätze. Auch Pauline war nicht unbefangen, auch sie war erröthet und saß stumm zwischen uns — natürlich hatte ich ein wichtiges Gespräch unterbrochen, wenigstens die Einleitung dazu, denn Ernst konnte höchstens einige Minuten hier sein. Ich hatte meinen Zweck erreicht — daß mir aber wohl dabei zu Muthe gewesen, kann ich keineswegs behaupten, mir rannen die Schweißtropfen nach wie vor von der Stirn, in tödtlicher Verlegenheit, ich fühlte, daß ich etwas sehr Unschickliches gethan hatte und daß ich mich jetzt völlig taktlos benahm. Hätte ich nur wenigstens ein harmloses Gespräch angeknüpft, so hätte ich doch unwissend scheinen können, aber ich schwöre Dir zu, mir fiel kein vernünftiges Wort ein, denn daß ich mich plötzlich sehr eingehend nach Lucy's Befinden erkundigte und ein vollständiges ärztliches Verhör begann, war übermäßig ungeschickt! Auch fielen Paulinens Antworten ziemlich einsilbig aus, während eine immer höhere Gluth in ihre Wangen stieg und sie zuletzt ununterbrochen auf ihre Hände sah, die das Taschentuch gewaltsam zusammenpreßten. Ernst fuhr sich unzählige Male durch seinen

üppigen Haarwuchs, räusperte sich inzwischen und warf einige höchst geistvolle Bemerkungen in das Gespräch. — Alles in Allem wäre die ganze Scene für einen Unbetheiligten gewiß höchst komisch gewesen — für mich war sie nichts weniger als das, vielmehr peinlich im höchstem Grade, dennoch hätte ich nicht vom Platze weichen mögen — ich konnte und wollte ihm nicht das Feld räumen, er mußte wenigstens heute gehen. So begann ich denn endlich von Gott weiß was zu sprechen und endete in einer langen Abhandlung über den Julius Cäsar, den wir vor Kurzem zusammen gelesen hatten. Ob es viel Vernünftiges war, was ich gesprochen, weiß ich nicht, vermuthe aber auch, daß meine beiden Zuhörer nicht viel darauf geachtet haben werden. Ich erinnere mich nur, daß ich an „Brutus den ehrenwerthen Mann“ anknüpfend mich in einer ziemlich heftigen Auslassung gegen die „ehrenwerthen Leute,“ die alle Welt so nennt und als solche achtet und behandelt und die doch bei Licht besehen nichts als erbärmliche Lumpe sind, erging, in der ich meinem Groll gegen den ehrenwerthen Rittergutsbesitzer Luft machte, was mir eigentlich jetzt leid thut, da Wandel unleugbar ein braver Mann und ein tüchtiger Charakter ist, gegen den ein unparteiisches Urtheil nichts einwenden kann. Aber wer ist denn unparteiisch, wer will es auch nur sein! Ich nicht Bruno, und offen gesagt die allzeit unparteiischen Leute sind Dummköpfe, oder so etwas dergleichen! Dennoch sollte es mir leid thun, wenn ich Wandel

mehr als nöthig geärgert, oder gekränkt hätte — jedenfalls erreichte ich meinen Zweck, er stand auf, stammelte die verlegene Versicherung, daß seine Gegenwart in Heiligenberg höchst nothwendig sei und er nicht einen Augenblick länger bleiben könne — und verschwand vom Schauplatze. Pauline hatte ihm die Hand gereicht und ihm freundlich Lebewohl gesagt, aber kein Wort einer Bitte hinzugefügt, daß er wieder kommen solle. Du wirst wahrscheinlich glauben, daß mir ein Stein vom Herzen fiel als er nun ging, aber keineswegs, im Gegentheil, es wälzte sich mir ein wahrer Mühlstein auf die Brust, so daß ich kaum athmen konnte, denn ich mußte mein sonderbares Benehmen vor Pauline rechtfertigen, oder doch wenigstens zu entschuldigen versuchen! Eine schöne Aufgabe! Mir war die Kehle wie zugeschnürt, wir standen uns einen Augenblick stumm gegenüber, dann sagte Pauline kurz: „Ich muß nach Lucy sehen“ und ging in's Haus. Ich wollte ihr nachrufen, sie zurückhalten — aber sie war fort, die Thür hinter ihr geschlossen und ich stand allein draußen, unglücklich, verzweifelt, mit mir selber und der ganzen Welt zerfallen und was das Schlimmste von allem, blamirt da. O Bruno, kannst du es begreifen, was es heißt sich vor dem Weibe, das man liebt, blamirt, lächerlich gemacht zu haben wie ein Schulbube, vor ihr, die man hoch und herrlich über Allen sieht, vor der man in seiner vollen Manneswürde dastehen möchte, um von ihr, wenn nicht geliebt —

doch wenigstens geachtet und geschätzt zu werden als ein ganzer Mann, wenn man weiß, daß man dem geliebten Mädchen neben dem übervollen Herzen, auch einen tüchtigen klaren Verstand, und einen Charakter, der des Namens werth ist, zu bieten hat, und wenn man sich dann sagen muß: du hast vor ihr gestanden wie ein Schulknabe und sie wird dich auslachen, das ist überwältigend! Ich habe sehnsüchtig gewartet, daß sie herauskommen sollte, sie kam nicht; ich habe wie der Ritter Toggenburg nach ihrem Fenster gestarrt, um sie wenigstens zu sehen, vergebens, sie blieb unsichtbar und ich habe nichts, nichts thun können, um mein Betragen zu erklären, um wenigstens den Fluch der Lächerlichkeit von mir zu wälzen, der jetzt auf mir lastet. Morgen muß ich mit ihr sprechen — ich will ihr dann Alles sagen, und dann muß es aus und vorbei sein für immer. Sie wird in ihrem schönen Heiligenberg als glückliche Gattin des seit ihren Kinderjahren von ihr geliebten Jugendfreundes des langweiligen Doctors, der ihr für einige einsame Wochen am Strande, eine mäßig gute Gesellschaft war, nie mehr gedenken, als höchstens bei einem gelegentlichen Ausfluge in die Haide, bei dem ihr dann vielleicht seine seltsame Schwärmerei für die öde Fläche einfällt. Ich werde wieder mit vollen Segeln in meine Praxis steuern, vielleicht gelingt es mir, über alle den kleinen und großen, eingebildeten und wirklichen Leiden, von denen ich zu hören bekomme, unter denen freilich die

erstere Art leider die bei weitem größere ist, den kurzen Traum zu vergessen, der mich einige Sommertage hindurch befangen hatte. Ich will doch nun meinen alten Plan wieder aufnehmen und ernstlich daran denken, mich irgendwo um eine Professur, ein Directorat an irgend einer Heilanstalt oder so etwas dergleichen zu bemühen, dann hören die täglichen Plackereien mit den Schnupfenfiebern, Kopfkrämpfen, Magenkrämpfen u. s. w. auf, und man dient dann einmal wieder nur der Wissenschaft und vergißt darüber alle thörichten jugendlichen Ideen, die für 36 Jahre wahrhaftig nicht mehr passen! Ja, ja, das kommt davon, wenn man der ernsten guten Freundin Wissenschaft, und wäre es auch nur auf einige kurze Sommerwochen, untreu wird — es soll nicht wieder geschehen, „das Spiel ist aus, die Töne sind verklungen.“ — Wäre nur erst der morgende Tag vorüber! Ich reise wohl noch morgen Abend ab, und trotz alledem, Bruno, ich fürchte mich vor dem Abschiede, wenn ich diese lieben Augen nicht mehr sehen, diese wohllautende Stimme nicht mehr hören soll.

Es ist wahrhaftig erbärmlich, wenn ein Mensch, der doch so viel Verstand gehabt hat, um seine Examina zu absolviren, nun plötzlich nichts anderes zu thun weiß, als sich vor sich selbst, vor seinem besten Freunde und vor — ihr lächerlich zn machen. Ich muß aufhören, ich schreibe mich sonst in den erbärmlichsten Unsinn hinein! Also gute Nacht, mein Freund,

schlafen werde ich heute schwerlich aber ich will das Licht verlöschen und vielleicht, daß die dunkele Nacht mir Vernunft und Ruhe zurückbringt.

Den 11. August.

Ein Sonntag und ein Sonnentag! Bruno sie ist mein, mein Eigen, meine Braut, meine Pauline! Verstehst Du den Jubel, die Seligkeit, das unaussprechliche Glück, in diesen Worten, mein, mein! Nein Du kannst es nicht verstehen, denn Du liebst sie nicht, Du kannst es nicht einmal ahnen, denn Du kennst sie nicht, die Liebe, Geliebte, Einzige, meine Pauline! Ich kann es noch nicht begreifen und fassen, mir ist es noch immer wie ein Traum, ein köstlicher, süßer Traum, aber da liegt ja der Strauß vor mir, den sie mir gepflückt und gegeben hat, als erstes Geschenk ihrer Liebe, sagte sie, und ich küße die Blumen und mir ist es, als küsse ich ihre Lippen und sie hat es mir gesagt, wirklich und wahrhaftig gesagt mit ihrer weichen wohllautenden Stimme, daß sie mich liebt und keinen Andern. Du wirst wissen wollen, wie das Alles gekommen ist, ich soll Dir das vernünftig erzählen? Aber nein, das verlangst Du nicht mein Freund, an ruhige und vernünftige Briefe bist Du längst nicht mehr von mir gewöhnt, aber doch erzählen, wenigstens andeuten, was geschehen und wie es geschehen. Nach einer durchwachten Nacht — es war eine schauderhafte Nacht — kam der Morgen, sonnig und hell und leuchtend wie nur je. Ich ging hinaus und wartete auf sie, ging in fieberhafter Un-

geduld vor dem Zelte hin und her, mochte kommen was da wollte ich sehnte mich nur nach ihrem Anblicke. Bruno, weiß Gott was aus mir geworden wäre, wenn sie gesagt hätte: „Ich will Ihnen alle ihre Thorheit und Ungeschicklichkeit verzeihen, denn sie können mein Glück nicht durchkreuzen, ich bin seit gestern Ernst Wandels Braut, und nun gratuliren Sie mir höflichst und leben Sie wohl.“ Ich hätte es nicht ertragen Bruno! Während ich in höchster Ungeduld und Aufregung umhergehe und es nicht begreifen kann weshalb sie nicht herauskommt, höre ich Pferdegetrappel, es ist ein Bote aus Heiligenberg mit einem Brief an das Fräulein, wie er mir auf meine Frage woher er komme und was er bringe, mittheilt. Wie mir zu Muthe war, was ich in dem Augenblicke empfand und that — ich weiß es jetzt selbst nicht mehr, mir ist es, als ob eine ungemessene Ewigkeit zwischen heut und gestern liegt. Ich weiß nur, daß ich lange auf der Haide umhergelaufen bin, mit dem Gefühle, daß ich am liebsten gar nicht mehr in das Haus zurückkehren möchte, in dem, wie ich meinte, Pauline als glückliche Braut meinen Glückwunsch empfangen mußte. Erst als die Sonne mir heiß auf die Stirn brannte ging ich heim. Als ich mich ihrem Platze näherte, eilte Lucy glühend roth und kaum meinen Gruß erwidernd an mir vorüber in das Haus, sichtlich auf der Flucht vor mir begriffen. Ich sah ihr erstaunt nach, weshalb wollte sie mir nicht begegnen? Pauline kam mir einige Schritte entgegen;

auch sie war befangen und schlug nicht das Auge zu mir auf: „Sie haben sich uns in der Zeit unseres Beisammenlebens stets so freundlich theilnehmend gezeigt“, sagte sie mit gepreßter Stimme, „daß Sie ein Recht dazu haben der Erste zu sein, dem ich mittheile“ — „Was mir keine Ueberraschung mehr ist,“ unterbrach ich sie erregt. „Ich habe längst geahnt, ja mehr als das, gewußt“ — mir fiel plötzlich ein, daß ich doch ihren Worten nicht vorgreifen dürfte und schwieg. Eine peinliche Pause trat ein. „Es ist mir erfreulich“ begann Pauline von Neuem, womöglich noch verlegener als zuvor, „daß die Sache Sie nicht gänzlich überrascht. Ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie Ernst lieb gewonnen und so werden Sie ihm denn auch ihren Glückwunsch nicht versagen.“ Gewiß nicht,“ entgegnete ich gereizt, „ich spreche denselben zunächst Ihnen aus, wenn ich auch nicht bezweifle, daß Ihnen beiden wenig daran gelegen sein wird.“ Jetzt schlug Pauline das Auge zu mir auf. „Sie irren“, sagte sie herzlich, „ich denke Ernst muß bald hier sein, dann wird das Brautpaar selbst sich Ihren Glückwunsch holen. Lucy wollte aber, daß ich Ihnen zuerst von ihrer Verlobung Mittheilung machte.“ Ich glaubte zu träumen. „Lucy,“ rief ich, „Lucy ist die Braut?“ Was ich weiter zu ihr sagte, was sie antwortete — ich weiß es nicht, wer könnte wiederholen, was er in solchen Augenblicken von Herz zu Herzen geredet hat — ich weiß nur, daß ich sie in meinen Armen hielt, daß sie sich fest an meine Brust lehnte

und es duldete, daß ich ihren Mund küßte und sie meine Pauline, meine Braut nannte. Bruno, ich bin unaussprechlich glücklich, Du wirst das verstehen, wenn Du sie erst kennst, wenn Du in unser Haus kommst, denn sie wird die entzückendste Hausfrau sein, die es geben kann. Ich sagte ihr von allen Kämpfen, die ich in den letzten Tagen mit meiner Liebe und Eifersucht durchzumachen gehabt und sie gestand mir, daß sie geglaubt, Lucy sei die Erwählte meines Herzens und daher komme mein nur schlecht verhehlter Groll gegen Ernst, deshalb sei es ihr so schwer geworden mir von der Verlobung zu sagen, die, wie sie gemeint, meine theuersten Wünsche zerstören würde. Was sie mir weiter sagte von den Kämpfen, die auch sie in diesen Wochen zu bestehen gehabt, — das erzähle ich selbst dem liebsten Freunde nicht, das ist ein schönes Geheimniß meines Herzens. Es war alles wie ein Traum, aus dem wir durch Ernsts Kommen zur Wirklichkeit erweckt wurden. Pauline führte ihn zu Lucy, dann kamen sie alle drei zusammen heraus und nun gab es ein Händeschütteln, ein Glückwünschen und Freuen, das kein Ende nehmen wollte. Namentlich war Lucy voll Jubel und Entzücken und versicherte immer auf's Neue, daß sie nun erst ganz ihres Glückes froh werden könne, nun Pauline dasselbe theile und daß sie mir, wenn ich nicht gar zu eitel werden wolle, gestehen müsse, daß ich der einzige Mann sei, dem sie ihre Pauline gönne. Paulinens Augen sahen mich strahlend an, so daß ich

nicht eitel, aber sehr stolz wurde in dem Besitz der Geliebten. Es war ein seliger, berauschender Tag, den wir vier glücklichen Menschen mit einander verlebten. Ernst und ich haben nun sehr gute Freundschaft geschlossen und ich habe ihm all meinen Zorn gegen ihn gebeichtet, was mir freilich eine Fluth von Neckereien eintrug. Wie blind die Eifersucht den Menschen macht, sie ist, weiß Gott, die thörichtste aller Leidenschaften, aber es ist leicht sie verurtheilen wenn man die Geliebte neben sich sieht und weiß, daß man ihr Herz ganz allein besitzt.

Auch Jochem, das alte Familienstück, hatte sich geirrt, obgleich sein Auge nicht durch Eifersucht geblendet. Als ich ihm gestern Abend lachend sagte, er hätte mit all seiner Schlauheit doch sich und mich getäuscht, brummte er ziemlich ärgerlich etwas Unverständliches in den Bart. Als ihm dann aber Ernst Lucy als die künftige Hausfrau vorstellte und sie ihm die Hand gab und ihre ganze liebenswürdige Freundlichkeit entfaltete, da lachte er still vergnügt und schien gegen den Tausch nichts mehr einzuwenden. Heute fahren wir nach Heiligenberg. Ernst kommt uns holen und dies Mal bin ich in aller Form mit eingeladen, würde auch schwerlich zu Hause bleiben, ich trenne mich nicht mehr von Pauline. Sie sitzt jetzt neben mir und will mich nicht weiter schreiben lassen, sie sagt es sei genug. Sie ist eine rechte Tyrannin, nicht wahr, Bruno? Sie sieht auf das Blatt, lacht über meine Bemerkung und meint ich müsse aufhören, denn es stünde gewiß schon gar

zu viel Thorheit in dem Briefe. Ist das erhört, mir so etwas zu sagen! Und nun fragt sie mich gar, ob ich Dir geschrieben, daß meine Braut nicht mehr jung sei und daß ich selbst ihr vor Kurzem die Thorheit, in ihren Jahren noch heirathen zu wollen, gar nicht zugetraut habe. Das war boshaft! Und dazu lacht sie noch immer, obgleich sie Alles vom Blatte liest, was ich Dir im Vertrauen schreibe und was gar nicht für ihr Auge bestimmt war. Sie sagt, ich sei ein schlechter Mensch, sie mag recht haben, aber es thut nichts, ich bin doch der glücklichste unter der Sonne! Wenn ich in die lieben Augen sehe, dann frage ich mich noch immer, ob es denn Wahrheit oder nur ein seliger Traum ist, daß alle meine Verzagtheit und mein Kummer vorüber sind, daß diese lieben Sterne nun über meinem Leben strahlen und mir alle Tage leuchten sollen. — Lucy kommt uns holen, sie sagt es sei die höchste Zeit, daß wir uns zur Fahrt rüsten, Ernst würde gleich kommen. Genug also, erwarte keinen Brief mehr von hier, ich habe weder Zeit noch Lust zum Schreiben. In wenigen Tagen fahren wir Alle zur Stadt zurück, auch Ernst begleitet uns, und im Herbst giebt es eine frohe Doppelhochzeit.

Ich hoffe, Du wirst Dich freuen, nach meinen Verzweiflungsrufen und Klageliedern nun endlich einmal so glückliche Kunde von mir zu bekommen und erwarte hier noch mit Sicherheit eine Glückwunsch- und Zustimmungsadresse auf diesen letzten Brief Deines Franz.

Druck: Wilhelm Baensch. Dresden.